

Tagebuch einer Gefangenschaft



Sri Aurobindo

*Du bist nicht ein Tropfen im Ozean.
Du bist der ganze Ozean in einem Tropfen.*

Dschalal ad-Din ar-Rumi



*Gott schickte mich ins Gefängnis
und verwandelte es in einen Ort der
Meditation und in Seine Begegnungsstätte.*

Sri Aurobindo



*Als Sri Aurobindo und die Mutter ihre Körper
verließen, brachte das den nächsten Schritt
des Abenteuers auf volle Touren: die
Ausarbeitung der Herabkunft des
Supramentalen Bewusstseins.*

Georges Van Vrekhem

Sri Aurobindo

Tagebuch einer Gefangenschaft



edition sawitri

Karlsruhe

Deutsche Übersetzung: Theodora Karnasch

Der deutschen Übertragung lagen zwei Übersetzungen aus dem Bengalischen zugrunde: *Tales of Prison Life* (Sisirkumar Ghose, 1974) und *Jours de Prison* (MicMe Lupsa, 1988)

Titelphoto: Copyright Sri Aurobindo Ashram Trust
Motiv Ganesh: Copyright Jutta Marie Zimmermann

edition sawitri
Lessingstraße 64
D-76135 Karlsruhe

Tel. 0721/85 62 01
Fax: 0721/84 39 62

ISBN 3-931172-12-0

© 1999 für die deutsche Ausgabe:
edition sawitri - W. Huchzermeyer, Karlsruhe
Druck: Grube & Speck, Karlsruhe
Printed in Germany - Alle Rechte vorbehalten

INHALT

Vorwort	5
I Verhaftung	9
II Das Gefängnis	20
III Alltag im Gefängnis von Alipur	28
IV Menschliche und göttliche Hilfe	34
V Die Eröffnung des Verfahrens	45
VI Der Staatsanwalt	50
VII Die Zeugen	59
VIII Die Angeklagten	65
IX Der Kronzeuge	70
Nachwort: Der Freispruch	74
Anhang:	
Dank an seine Landsleute	84
Yoga-Erfahrungen im Gefängnis von Alipur	85
Die Vasudeva-Erfahrung -	
Auszüge aus der Rede in Uttarpara	87
Glossar	91

VORWORT

Aurobindo Ghose wurde am 15. August 1872 als dritter Sohn eines anglophilen bengalischen Arztes in Kalkutta geboren und als Siebenjähriger mit seinen beiden Brüdern zur Ausbildung nach England geschickt. Noch während seiner Studienzeit tritt er einer politischen Gruppe bei, die von der Befreiung ihres Mutterlandes Indien von der englischen Kolonialherrschaft träumt. Nach vierzehn Jahren Englandaufenthalt kehrt er nach Indien heim und tritt in den Dienst des Maharadschas von Baroda, wird Professor, dann Direktor des College von Baroda und arbeitet während dieser ganzen Zeit im politischen Untergrund. Er lernt indische Sprachen, macht sich mit der alten und der gegenwärtigen indischen Kultur vertraut, studiert Disziplinen des altindischen Yoga, um mit deren Hilfe seinem Mutterland wirkungsvoller dienen zu können.

1905 ordnet Lord Curzon, der damalige Vizekönig Indiens, unter dem Vorwand einer Verwaltungsmaßnahme die Teilung Bengalens an, um diese unruhigste aller indischen Provinzen zu schwächen. Die Empörung in ganz Indien ist groß. In Bengalen organisiert sich Widerstand. Aurobindo Ghose läßt sich 1907 an das National College nach Kalkutta berufen, weil sich hier das Zentrum der Befreiungsbewegung befindet. Gleichzeitig wird er Herausgeber der Zeitung *Bande Mataram*^{*1}, die sich der Befreiung Indiens verschrieben hat.

Hinter den Kulissen wird er der Organisator und die führende geistige Kraft des extremen Flügels der Nationalpartei, welcher die vollständige Unabhängigkeit anstrebt. Das von ihm aufgestellte Parteiprogramm zur Selbsthilfe lautet: Totale Verweigerung der Zusammenarbeit mit den Kolonialherren, Boykott englischer Waren und Aufbau einer heimischen Industrie, Boykott englischer Universitäten und Colleges und Aufbau eines Netzes nationaler Colleges und Schulen,

¹ Sachbegriffe und Personennamen, die im Glossar erläutert werden, sind mit einem Sternchen (*) versehen.

Ausbildung junger Menschen für Polizei- und Verteidigungsaufgaben und - falls notwendig - passiver Widerstand. Die englische Verwaltung antwortet mit verschärften Unterdrückungsmaßnahmen. Er propagiert dasselbe Programm durch Reden im ganzen Land, wird einer der Führer der Unabhängigkeitsbewegung, der englischen Kolonialverwaltung ein Dorn im Auge.

Barin, der jüngere Bruder Aurobindos, versammelt junge Revolutionäre um sich, die sich im Gebrauch von Waffen und in der Herstellung von Bomben üben. Ihr geheimer Versammlungsort befindet sich in einem von der Familie Ghose aufgegebenen Anwesen in der Nähe von Kalkutta, Maniktola-Garten genannt, das in seiner Nachbarschaft als eine Art Ashram gilt; ein Pandit erteilt dort - nicht nur als Tarnung - kostenlos Unterricht in der Lehre der Bhagavadgita, an dem sogar ein Polizeibeamter fasziniert teilnimmt. In der letzten Zeit hatte es allerdings einige Terrorakte gegeben, die die Ordnungshüter nervös machten, weshalb auch der Garten von der Polizei observiert wurde. Man war außerdem vor einem Attentat gewarnt worden, das einem Richter Kingsford gelten sollte, der sich verhaßt gemacht hatte, weil er mehrere Journalisten festgenommen und einen jungen Revolutionär aufs grausamste hatte auspeitschen lassen.

Das angekündigte Attentat fand am 30. April 1908 in Muzaffarpur statt, tötete aber tragischerweise zwei unbeteiligte Europäerinnen anstelle des verhaßten Richters. Zwei Mitglieder der Maniktola-Gruppe hatten die Bombe geworfen. Einer beging nach der Tat Selbstmord, der andere wurde am folgenden Tag festgenommen, verurteilt und am 11. August hingerichtet.

Der Maniktola-Garten wurde durchsucht, Waffen, Munition und Dokumente beschlagnahmt, und Barin, der Bruder Aurobindo Ghoses, mit der Mehrzahl seiner Mitverschworenen festgenommen. Die Regierung nutzte diesen Anlaß, sich auch Aurobindo Ghoses zu versichern, der sie durch wachsenden Einfluß seiner Artikel in der Zeitschrift *Bande Mataram* und seiner Reden zunehmend beunruhigte, obwohl kein Hinweis auf eine Verstrickung in das Attentat vorlag.

Von seinen Schülern 30 Jahre später dazu befragt, erklärte Sri Aurobindo: »Ich war weder der Begründer noch das Haupt der revolu-

tionären Bewegung. Meine Vorstellung lief auf einen bewaffneten Aufstand in ganz Indien hinaus. Was sie zu dieser Zeit unternahmen, z. B. hohe Beamte anzugreifen, war absolut kindisch. Und als sie später Terror und Raub verübten, stimmte das weder mit meinen Ideen noch mit meinen Absichten überein.«²

Am 1. Mai 1908 wurde er verhaftet.

Theodora Karnasch

² A.B. Purani: *Evening talks with Sri Aurobindo*, Pondicherry 1982

»Als ich noch im Schlaf der Unwissenheit lag,
kam ich einmal an einen Ort der Andacht
voller heiliger Männer;
ihre Gesellschaft war mir langweilig
und ihr Haus ein Gefängnis.
Als ich erwachte, führte Gott mich in ein Gefängnis.
Er verwandelte es in einen Ort der Andacht,
wo ich Ihm begegnete.«

SRI AUROBINDO

I. Verhaftung³

Es war am 1. Mai 1908, einem Freitag. Ich hielt mich im Redaktionsbüro der *Bande Mataram* auf, als man mir ein Telegramm aus Muzaffarpur überreichte. Es informierte über ein Bombenattentat in dieser Stadt, bei dem zwei europäische Damen getötet worden waren. In der Tagesausgabe des *Empire* las ich dann, daß der Polizeichef gesagt habe, er kenne die Leute, die in den Mord verwickelt seien, und sie würden bald unter Arrest gestellt werden. Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich nicht, daß ich selbst die Hauptzielscheibe des Verdachteten war und die Polizei mich für den eigentlichen Mörder, Attentäter und Führer der jungen Terroristen und Revolutionäre hielt. Ich ahnte auch nicht, daß an diesem Tage ein Abschnitt meines Lebens zu Ende ging, daß ein Jahr Gefangenschaft vor mir lag, in dem all meine gesellschaftlichen Bindungen aufgelöst würden, ein ganzes Jahr, in dem ich, aus der Gesellschaft verbannt, wie ein Tier in einem Käfig zu leben haben würde. Und wenn ich am Ende aus dem »Ashram« von Alipur wieder in die Welt der Aktivität zurückkehrte, so würde das nicht mehr der frühere Aurobindo Ghose sein, sondern ein anderer Mensch mit anderem Charakter, anderer Intelligenz, mit neuer Kraft an Leben und Geist und betraut mit einer neuen Aufgabe.

Ich habe von einem Jahr Gefangenschaft gesprochen. Es wäre angemessener, von einem Jahr in einem Ashram oder einer Einsiedelei zu sprechen. Lange schon hatte ich mich leidenschaftlich bemüht, Gott in meinem Herzen zu finden, IHN, Narayana* von Angesicht zu Angesicht zu schauen; ich hatte sogar die kühne Hoffnung gehegt, Purushottama, den Herrn der Welt, als Freund und Meister zu gewinnen. Aber angezogen von tausend weltlichen Wünschen, verstrickt in vielerlei Aktivitäten und eingetaucht in das Dunkel der Unwissenheit, habe ich das nicht erreicht. Letzten Endes aber erleichterte mir Vishnu, der allerbarmherzigste Herr und die Quelle alles Guten, diese

³ Kapitelüberschriften der dt. Übersetzerin.

Aufgabe, indem er mir all diese Feinde mit einem Schlag aus dem Wege räumte. Er Selbst bestimmte einen Ashram für Seinen Yoga und kam persönlich, um diese kleine Eremitage meiner spirituellen Disziplin mit mir zu teilen, Er, mein Guru und mein Gefährte. Dieser Ashram war das britische Gefängnis.

Ich habe in meinem Leben schon häufiger die seltsame Erfahrung gemacht, daß die Dienste, die meine Freunde mir in bester Absicht erwiesen, nie so wertvoll waren wie jene meiner Feinde - aber soll ich die letzteren so nennen, da ich doch gar keine »Feinde« habe? Sie wollten mir Böses zufügen, aus dem doch nichts als Gutes entstand. So ergab sich aus dem Zorn der britischen Regierung nur das eine, daß ich Gott fand.

Dieser Bericht soll nicht die Geschichte meines inneren Lebens im Gefängnis erzählen. Ich möchte nur über ein paar äußere Fakten berichten; da ich aber fürchte, der Leser könne glauben, das Leben eines Gefangenen sei nur von Leiden bestimmt, scheint es mir angebracht, eingangs zu erwähnen, daß die vorherrschende Stimmung während der Gefangenschaft zwar gewiß nicht ohne Leiden war, insgesamt aber doch von Freude erfüllt.

An diesem Freitag Abend also ging ich ohne die leiseste Unruhe schlafen. Am nächsten Morgen wurde ich gegen 5 Uhr durch aufgeregtes Rufen meiner Schwester geweckt, die Hals über Kopf in mein Zimmer stürzte. Im nächsten Augenblick war der kleine Raum voller bewaffneter Polizisten: Kommissar Cregan, Mr. Clark vom 24. Bezirk, das liebenswürdig freundliche Profil des bekannten Polizeichefs Vinod Kumar Gupta, einige Inspektoren und Detektive, gefolgt von den roten Turbanen der indischen Polizisten und den Zeugen für die Hausdurchsuchung. Den Revolver im Anschlag kamen sie wild hereingestürmt, als wollten sie im Handstreich mit Kanonen und Bajonetten eine wohlbewachte Festung stürmen. Ich habe gehört, aber nicht selbst gesehen, daß einer dieser weißen Helden eine Pistole auf die Brust meiner Schwester gerichtet hatte.

Ich saß auf meinem Bett, noch halb im Schlaf, als Cregan mich fragte: »Wer ist Aurobindo Ghose, Sie?« »Ja«, antwortete ich, »ich bin Aurobindo Ghose.«

Sofort befahl er einem Polizisten, mich festzunehmen. Cregan hatte einen anstößigen Ausdruck gebraucht, worauf es zu einem lebhaften Wortwechsel zwischen Mr. Clark und Mr. Cregan kam. Ich fragte nach dem Durchsuchungsbefehl, las und unterzeichnete ihn. Als ich Bomben darin erwähnt fand, ging mir auf, daß diese Polizeiaktion mit dem Attentat in Muzaffarpur zusammenhing. Ich wunderte mich allerdings, daß man mich verhaftete, ohne einen Haftbefehl vorzuzeigen und ohne irgendeine Bombe oder irgendwelchen explosiven Stoff in meinem Hause gefunden zu haben. Ich habe aber keinen Einspruch erhoben, da es nichts genutzt hätte.

Danach wurden mir auf Cregans Weisung hin Handschellen angelegt und ein Strick um die Taille geknüpft, dessen Ende ein indischer Polizeibeamter festhielt. Im gleichen Moment brachte die Polizei Shrijut Abinash Bhattacharya* und Shrijut Sainen Bose* herein, ebenfalls in Handschellen und mit einem Strick um die Taille. Doch nach einer halben Stunde etwa nahmen sie uns Strick und Handschellen wieder ab, auf wessen Anordnung, weiß ich nicht.

Wenn man Cregan reden hörte, hätte man meinen können, daß er sich in der Höhle eines wilden Tieres wähnte; zweifellos waren wir für ihn nichts als ungebildete Wilde und Gesetzesbrecher, denen er keine Höflichkeit zu erweisen brauchte. Nachdem er seinen Zorn an uns ausgelassen hatte, wurde der Herr ein wenig milder. Mr. Vinode versuchte, ihm einige Auskünfte über mich zu geben, wonach Cregan mich ansprach: »Sie sind also Akademiker. Schämen Sie sich nicht, als gebildeter Mensch in einem Hause wie diesem zu wohnen und in einem unmöblierten Zimmer auf dem Boden zu schlafen?«

»Ich bin arm«, sagte ich, »und lebe entsprechend.« »Dann haben Sie diesen Anschlag des Geldes wegen verübt?« tobte er. Ich versuchte nicht, diesem stumpfsinnigen Briten die Größe eines Armutsgeübdes, der Selbstlosigkeit oder der Liebe zum Mutterland zu erklären; es war offensichtlich, daß er es nicht verstanden hätte.

Derweil ging die Durchsuchung weiter. Sie hatte um 5.30 Uhr begonnen und endete gegen 11.30 Uhr. Alles, was sich im Zimmer und in den Schränken befand, wurde begutachtet: Notizhefte, Briefe, Zettel, Papierfetzen, Gedichte, Theaterstücke, Verse, Prosatexte, Ar-

tikel, Übersetzungen, nichts entging dem schonungslosen Zugriff. Von den Zeugen schien ein gewisser Herr Rakshit ein wenig verärgert zu sein; sich lauthals beschwerend, erklärte er mir, daß die Polizei ihn ohne ein Wort der Erklärung plötzlich ergriffen und hierher mitgenommen habe und daß er keine Ahnung gehabt hätte, daß er an solch einer widerwärtigen Aktion teilnehmen müßte. Er beschrieb mir höchst pathetisch, wie er gekidnappt worden war. Ganz anders war die Haltung des anderen Zeugen, Mr. Somarnath; als loyaler Untertan der Krone entledigte er sich seiner Aufgabe mit offensichtlicher Beflissenheit, als ob er dazu geschaffen und in die Welt gekommen sei.

Während der Razzia passierte nichts Erwähnenswertes. Allerdings erinnere ich mich, daß eine kleine Pappschachtel mit Erde von Dakshineswar* lange die Aufmerksamkeit von Mr. Clark fesselte, der sie argwöhnisch untersuchte, als ob er in ihr irgendeinen neuen und mächtigen Explosivstoff witterte. In gewisser Hinsicht hatte er sogar recht. Schließlich kam man jedoch zu dem Schluß, daß es sich nur um ein wenig Erde handele, die man nicht chemisch zu analysieren brauche.

Während der Durchsuchung beschränkte ich mich darauf, meine Schubladen zu öffnen. Abgesehen von einem Brief Alakdharis, den Mr. Cregan zu seinem eigenen Ergötzen lauthals vorlas, äußerte man sich mir gegenüber nicht über die sogenannten verdächtigen Papiere. Unser großer Freund Vinod Gupta lief hin und her und ließ das Zimmer unter seinem strammen Gang erzittern, nahm ein Stück Papier vom Regal, woandersher einen Brief, studierte sie, brummte »sehr wichtig«, »sehr wichtig« und reichte sie dann an Cregan weiter. Ich wußte nicht, worum es sich handelte. Allerdings war ich auch nicht neugierig. Ich wußte ja, daß man unmöglich irgendeine Anweisung zur Herstellung von Bomben oder irgendwelche Dokumente bei mir finden konnte, die sich auf eine Verschwörung bezogen.

Nachdem die Polizei derart mein eigenes Zimmer durchwühlt hatte, ging sie zum nächsten. Cregan öffnete ein Kästchen, das meiner jüngsten Tante gehörte, warf einen Blick auf einige Briefe, befand, daß diese Weiberkorrespondenz von keinerlei Nutzen sei, und

warf sie wieder zurück. Dann begaben sich die Herren Polizisten ins Erdgeschoß. Cregan setzte sich, um eine Tasse Tee zu trinken. Mir brachte man eine Tasse Kakao und ein Stück Brot. Während dieser Pause versuchte Cregan, mich unter Aufbietung vieler Argumente von der Richtigkeit seiner politischen Ansichten zu überzeugen, eine mentale Tortur, die ich ohne Protest ertrug. Ich frage mich allerdings - da physische Folter bekanntlich zu den traditionellen Methoden der Polizei gehört - ob auch moralische Belästigung zu ihren Gewohnheitsrechten zählt? Es wäre wünschenswert, daß unser verehrter Freund Shrijut Yogenchandra Ghose, der immer für das Gemeinwohl eingetreten ist, diese Frage der gesetzgebenden Versammlung vortrage.

Nachdem die Polizisten das Erdgeschoß und das Büro der *Nava-shakti** durchsucht hatten, kamen sie zum 1. Stock zurück, um einen Metallkoffer zu öffnen, der dieser Zeitung gehörte. Nachdem sie eine halbe Stunde lang vergeblich versucht hatten, ihn zu öffnen, beschloßen sie, ihn einfach mit auf die Polizeistation zu nehmen. In der Zwischenzeit hatte einer von ihnen im Hause ein Fahrrad mit einem Bahnetikett entdeckt, das in Kushtia registriert war. Man leitete daraus ab, daß der Eigentümer niemand anderes sein könne als »der Mörder von Kushtia«, wo irgendein Europäer ermordet worden war, und hocheifrig beschlagnahmte man es sofort als wichtiges Beweisstück.

Gegen 11.30 Uhr verließen wir das Haus. Mein Onkel und Shrijut Bhupendranath Basu* warteten in einem Wagen vor dem Tor. Mein Onkel fragte mich: »Warum haben sie dich festgenommen? Wessen beschuldigt man dich?« »Ich habe keine Ahnung«, antwortete ich. »Sie sind in mein Zimmer eingedrungen und haben mir Handschellen angelegt, ohne überhaupt einen Haftbefehl vorzuzeigen.«

Als mein Onkel wissen wollte, warum man mir Handschellen angelegt habe, erklärte Vinod Gupta: »Dafür bin ich nicht verantwortlich. Im Gegenteil, auf Grund meines Einspruchs hat man sie ihm wieder abgenommen. Fragen Sie Aurobindo selbst.«

Bhupendranath seinerseits fragte die Polizei, was ich verbrochen habe, worauf Mr. Gupta ihm einen Paragraphen des Straf-

gesetzbuches nannte. Als Bhupendranath hörte, daß es sich um Mordverdacht handele, war er bestürzt. Später erfuhr ich, daß mein Anwalt, Sri Hirendranath Datta, gebeten hatte, mir während der Durchsuchung beistehen zu können, die Polizei das aber abgelehnt habe.

Vinod Gupta oblag die Pflicht, uns zur Polizeistation zu bringen, wo er uns überaus freundlich behandelte und dafür sorgte, daß wir uns waschen konnten und etwas zu essen bekamen. Dann ging es zum Lal Bazar zum Polizeipräsidium und ein paar Stunden später zur Royal Street zum Polizeirevier, wo wir bis zum Einbruch der Dunkelheit blieben. An diesem reizenden Ort habe ich die Bekanntschaft eines vortrefflichen Polizisten, des Mullah* Shams-ul-Alam gemacht.

Shams-ul-Alam, damals noch nicht so einflußreich wie später, war ein aktiver und energischer Mann, der Hauptuntersuchungsbeamte in dieser »Bombenaffäre«, Mr. Nortons Souffleur, seine lebende Gedächtnisstütze. (Im Moment spielte Ramasadaya* noch die Hauptrolle.) Der Mullah hielt mir einen köstlichen Vortrag über Religion:

»Hinduismus und Islam«, erklärte er mir, »haben die gleichen wesentlichen Mantras. Die heilige Silbe der Hindus besteht aus drei Buchstaben A, U, M, die ersten drei Silben des Koran lauten A, L, M. Nun kann aber, einer philologischen Regel zufolge, ein L an die Stelle eines U treten; ergo besitzen Hindus und Moslems dasselbe Mantra.« »Indessen«, fügte er hinzu, »muß man auf der Einzigartigkeit jeder der beiden Religionen bestehen, z. B. wäre es absolut verwerflich für einen Hindu, seine Mahlzeit gemeinsam mit einem Moslem einzunehmen. Wir wollen auch nicht vergessen, daß Aufrichtigkeit das erste Gebot jeder Religion ist. Nun behaupten diese Sahibs, daß Aurobindo Ghose der Anführer der Terroristen sei. Das ist eine traurige Angelegenheit und eine Schande für Indien. Wenn er aber ein aufrichtiges Geständnis ablegte, würde das Gericht dem Rechnung tragen.«

Der Mullah war völlig davon überzeugt, daß Leute von so edlem Charakter wie Bipin Pal* und Aurobindo Ghose, was auch immer sie begangen haben mochten, offen bekennen würden. Shrijut Purnachandra Lahiri* , der zufällig anwesend war, äußerte diesbezüglich

seine Zweifel. Der Mullah aber blieb nichtsdestotrotz fest davon überzeugt. Ich war entzückt von seiner Intelligenz, seiner Beweisführung und seinen religiösen Überzeugungen. In der Meinung, daß es unangebracht sei, das Wort zu ergreifen, beschränkte ich mich darauf, zuzuhören und seine kostbaren Ratschläge meinem Herzen einzuprägen. Sein religiöser Eifer allerdings ließ den Mullah sein Handwerk als Polizist nicht vergessen. Einmal erklärte er mir:

»Sie haben einen großen Fehler begangen, als Sie Ihrem jüngeren Bruder diesen Garten von Maniktola zur Verfügung stellten, um dort Bomben herzustellen. Das war nicht sehr intelligent von Ihnen.«

Da ich seine Absicht durchschaute, lächelte ich und sagte: »Sir, dieser Garten gehört meinem Bruder ebenso wie mir. Wer hat Ihnen übrigens gesagt, daß ich ihn meinem Bruder überlassen hätte und noch dazu, um Bomben zu fabrizieren?«

Ein wenig verlegen nahm das der Mullah zurück: »Nein, nein, ich meinte nur, im Fall, daß Sie es getan hätten.«

Später dann enthüllte mir diese große Seele ein autobiographisches Kapitel ihres Lebens: »Allen Fortschritt, den ich in meinem Leben gemacht habe, sowohl in moralischer wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht, verdanke ich vor allem einem kostbaren Rat meines Vaters, der immer gesagt hat: ›Laß niemals den Spatz aus der Hand für eine Taube auf dem Dach.‹ Ich habe dieses Wort zum Motto meines Handelns gemacht und verdanke all meinen Erfolg der Tatsache, daß ich mich stets daran gehalten habe.« Während dieser Enthüllung maß der Mullah mich mit Blicken, als ob jetzt ich der Spatz in seiner Hand sei.

Am Abend ließ sich der berühmt-berüchtigte Ramasadaya Mukherji. blicken. Er versicherte mich seiner Sympathie und seines tiefsten Bedauerns. Er schärfte allen ein, sich um meine Bequemlichkeit und mein Essen zu kümmern. Gleich darauf kamen Polizisten, um Saiten und mich durch strömenden Regen zum Gefängnis von Lal Bazar zu bringen. Das war das einzige Mal, daß ich Ramasadaya begegnet bin. Er wirkte auf mich intelligent und energisch, aber seine Art und Weise, sich auszudrücken, sein Tonfall, seine Haltung, seine Manieren, alles an ihm wirkte gezwungen und unnatürlich, als wähne er

sich ständig auf einer Bühne. Es gibt Menschen, deren Erscheinung, Aussagen und Gesten eine Verkörperung der Lüge selbst sind. Sie mögen unreife Geister blenden, können einen Menschenkenner aber nicht täuschen.

In Lal Bazar* führte man uns beide in eine geräumige Zelle der ersten Etage, wo man uns eine Kleinigkeit zu essen servierte. Kurz darauf traten zwei Engländer ein. Später erfuhr ich, daß einer von ihnen der Polizeikommissar selbst gewesen sei, Mr. Halliday. Als er mich mit Sailer zusammen sah, ging er wütend auf den Wachtmeister zu, zeigte auf mich und befahl ihm: »Sorgen Sie dafür, daß sich niemand diesem Mann nähert oder mit ihm spricht.« Sailer wurde sofort in eine andere Zelle gesperrt.

Als alle gegangen waren, fragte Halliday mich: »Schämen Sie sich nicht, in eine so gemeine Sache verwickelt zu sein?« »Mit welchem Recht unterstellen Sie, daß ich verwickelt sei?« entgegnete ich, worauf Halliday erwiderte: »Ich unterstelle nicht, ich weiß es.« »Was Sie zu wissen glauben oder nicht, ist Ihre Sache«, widersprach ich. »Ich habe nicht das geringste mit diesem Attentat zu tun.« Darauf sagte Halliday nichts mehr.

Im Laufe dieses Abends hatte ich noch weitere Besucher, alle von der Polizei. Der Grund ihrer Besuche blieb mir ein Geheimnis, das ich bis heute nicht aufklären konnte. Mir fiel allerdings wieder ein, daß sich mir ein Unbekannter etwa anderthalb Monate vor meiner Festnahme vorgestellt hatte:

»Sir«, sagte er, »ich kenne Sie nicht persönlich, verehere Sie aber sehr und bin deshab gekommen, Sie zu warnen. Erlauben Sie mir, Ihnen einige Fragen zu stellen? Sind Sie jemals in Konnagar* gewesen? Haben Sie Bekannte dort oder vielleicht eine Wohnung?« »Nein«, sagte ich, »eine Wohnung habe ich da nicht, bin aber schon einmal dort gewesen und kenne einige Leute.«

»Ich kann Ihnen nicht mehr sagen«, fügte der Fremde noch hinzu, »als daß es besser wäre, wenn Sie niemanden von dort mehr treffen würden. Es gibt in dieser Stadt Leute, die Ihnen übelwollen und die gegen Sie und Ihren Bruder Barin eine Verschwörung anzetteln. Sie

werden Sie demnächst in Schwierigkeiten bringen; mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Ich sagte ihm: »Ich verstehe nicht, mein Herr, wie mir eine so unvollständige Information helfen soll, aber da Sie in der Absicht gekommen sind, mir einen Dienst zu erweisen, danke ich Ihnen. Ich möchte gar nicht mehr wissen; ich habe absolutes Gottvertrauen. Er wird über mich wachen, und ich brauche nichts zu tun, mich zu beschützen.«

Dabei blieb es. In dieser Nacht erhielt ich nun den Beweis, daß der Unbekannte, der versucht hatte, mir zu helfen, sich nichts eingebildet hatte: ein Inspektor und ein paar Polizisten kamen, sich nach meinen Verbindungen zu Konnagar zu erkundigen.

»Stammen Sie nicht ursprünglich aus Konnagar?« wollten sie wissen. »Haben Sie dort ein Haus? Oder sind Sie wenigstens jemals dort gewesen? Wenn ja, wann? Und warum? Hat Barin dort irgendwelchen Besitz?« und so weiter.

Um dahinterzukommen, worum es sich handele, habe ich all ihre Fragen beantwortet, bin aber nicht klug daraus geworden. Doch aus den Fragen und der Art des Polizeiverhörs wurde mir klar, daß sie gekommen waren, um den Wahrheitsgehalt einiger Informationen zu überprüfen, die sie gesammelt hatten. Ich vermutete deshalb, daß man dabei war, eine Anklage gegen mich aufzubauen wie jene, deren Opfer Tilak* geworden war. War er nicht mit Hilfe schriftlicher Beweisstücke angeklagt worden, nichts anderes zu sein als ein Meineidiger, Betrüger und Unterdrücker? Und hatte die Regierung in Bombay die Partei der Anklage in dieser Affäre nicht unterstützt und somit Steuergelder verschwendet?

Wir verbrachten den ganzen Sonntag in diesem polizeilichen Gewahrsam. Am nächsten Morgen sah ich von dem Raum aus, in dem ich festgehalten wurde, eine Gruppe junger Leute die Treppe herunterkommen. Ihre Gesichter kannte ich nicht, vermutete aber, daß sie wegen der gleichen Sache festgenommen worden waren. (Nachträglich erfuhr ich, daß es sich tatsächlich um die jungen Leute von den Maniktola-Gärten handelte. Ich lernte sie einen Monat später im Gefängnis kennen.) Kurz darauf führte man mich zur Morgentoilette ins

Erdgeschoß, aber mangels Waschvorrichtung konnte ich nicht duschen. Danach servierte man uns gekochten Reis mit Hülsenfrüchten, wovon ich wohl oder übel ein paar Löffel herunterschluckte, auf den Rest dann verzichtete. Spätnachmittags schließlich bekamen wir Reisauflauf. Das war unsere Verpflegung während der ersten drei Tage. Ich muß allerdings erwähnen, daß ein Wachtmeister mir am zweiten Tag von sich aus Tee und Toast zukommen ließ. Später erfuhr ich, daß mein Anwalt beim Kommissar beantragt hatte, daß ich mein Essen von zu Hause erhielt, Mr. Halliday das aber abgelehnt habe. Ich erfuhr auch, daß er den Angeklagten einen Rechtsbeistand verweigert hatte. Ich weiß nicht, ob das legal war oder nicht. Wenn auch der Rat eines Anwalts in meinem Fall nicht absolut notwendig war - obwohl er mir hätte nützlich sein können -, wirkte sich dieser Vorenthalt für einige andere Betroffene jedenfalls nachteilig aus.

Am Montag führte man uns in kleinen Gruppen dem Kommissar vor. Abinash, Saiten und ich waren zusammen. Wir waren als erste verhaftet worden; vielleicht auf Grund unserer guten Taten in früheren Leben und da wir einige Erfahrung mit der Komplexität der Gesetze hatten, verweigerten wir übereinstimmend jede Aussage. Am nächsten Tag wurden wir dem Untersuchungsrichter bei Gericht, Mr. Thornhill vorgeführt, aber zuvor traf ich Shrijut Kumarkrishna Datta, Mr. Manuel und einen entfernten Verwandten.

»Die Polizei behauptet«, sagte Mr. Manuel, »daß man eine ganze Reihe verdächtiger Schriften bei Ihnen gefunden habe. Sind Sie in Besitz kompromittierender Papiere oder Briefe?«

»Nein, ich kann Ihnen versichern, daß das völlig unmöglich ist«, antwortete ich ihm.

Ich wußte natürlich nichts von den bekritzelten Zetteln und dem »Bonbonbrief«. Ich bat meinen Verwandten, alle zu Hause zu beruhigen und ihnen zu versichern, daß meine Unschuld eindeutig bewiesen werden würde. Diese Überzeugung hatte sich in mir festgesetzt, und ich wußte, daß es so sein würde. Anfangs hatte ich mich während der Einzelhaft ein wenig fassungslos gefühlt, aber nachdem ich drei Tage in Gebet und Meditation verbracht hatte, waren wieder Frieden und unerschütterlicher Glaube in mein ganzes Wesen eingekehrt.

Von Mr. Thornhills Büro aus wurden wir im Wagen nach Alipur icbracht. Zu unserer Gruppe gehörten Nirapada, Dinadoyal, Hemdiandra Das und andere. Ich kannte nur Hemchandra Das, bei dem ich früher einmal in Midnapore zu Gast gewesen war. Wer hätte sich damals vorstellen können, daß wir beide verhaftet werden und uns so auf dem Wege in die Gefangenschaft wiederbegegnen würden? Im Gerichtsgebäude von Alipur mußten wir einige Zeit warten, wurden aber nicht dem Beamten vorgeführt, der mit unserem Fall befaßt war; er übermittelte seine Anordnungen einem unserer Wächter schriftlich. In dem Augenblick, als wir wieder auf das Lastauto stiegen, näherte sich mir jemand und sagte:

»Ich habe gehört, daß Sie Einzelhaft bekommen sollen; der Befehl wird gerade unterschrieben. Wahrscheinlich werden Sie niemandem sehen und auch keinerlei Besuch erhalten dürfen. Wenn Sie Ihrer FaHüne irgendetwas mitteilen wollen, würde ich das gerne tun.«

Ich dankte ihm, hatte aber alles Notwendige bereits veranlaßt und dem nichts mehr hinzuzufügen. (Ich erwähne dies nur als ein Beispiel für die Sympathie und das spontane Wohlwollen seitens meiner Landsleute.) Dann fuhren wir zum Gefängnis, wo wir den Beamten übergeben wurden. Bevor wir die Gefängniszellen betraten, mußten wir ein Bad nehmen und Gefängniskleidung anziehen, während unsere Hemden und Hosen zur Wäscherei gegeben wurden. Dieses Bad nach vier Tagen war wie ein Geschenk des Himmels. Danach brachte man uns in unsere jeweiligen Zellen. Ich betrat die meine, die Riegel wurden hinter mir vorgeschoben. Es war der 5. Mai.

Ein Jahr später, auf den Tag genau, wurde ich entlassen.

II. Das Gefängnis

Meine Zelle war knapp drei Meter lang und gut anderthalb Meter breit; sie besaß kein Fenster, dafür eingangs ein Gitter aus dicken Eisenstäben. Dieses Loch, das mir als Bleibe zugewiesen wurde, ging auf einen kleinen gepflasterten Hof hinaus, der von einer Ziegelsteinmauer umgeben war, die von einer hölzernen Tür durchbrochen und in Augenhöhe mit einem runden Loch versehen war. Von Zeit zu Zeit warf der Posten einen Blick hindurch, um zu sehen, was sein Gefangener hinter der geschlossenen Pforte tat. Meistens aber blieb meine Hoftür offen.

Nebeneinander lagen sechs gleiche Zellen, die sechs »Arrestzellen«; »Arrestzelle« deutete auf die Härte der Strafe für jene Gefangenen hin, die hier eingekerkert waren. Wer kraft Verfügung - entweder des Richters oder des Gefängnisdirektors - zu Einzelhaft verurteilt wurde, mußte in diesen engen Höhlen leben. Aber sogar hier gab es noch Unterschiede. So blieb für den besonders straffälligen Häftling die Hoftür ständig geschlossen; er war des Umgangs mit dem Rest der Menschheit gänzlich beraubt, sein Kontakt mit der Außenwelt beschränkte sich auf die Augen des Postens und das Erscheinen des Mithäftlings, der zweimal am Tage seine Essensration brachte. Das waren die Maßnahmen, die über Hemchandra Das* verhängt waren, der mehr noch als ich der Schrecken der Polizei war.

Zu der Folter dieser totalen Abgeschlossenheit kamen manchmal noch Handschellen und Eisenketten um die Füße. Diese härteste Strafe wurde nicht nur über diejenigen verhängt, die den Frieden des Gefängnisses gestört hatten oder aggressiv geworden waren, sondern sogar über diejenigen, die sich im täglichen Gefängnisdienst auch nur ein wenig nachlässig zeigten. Nun verstößt es schon gegen das Gesetz, solche Qualen jemandem aufzuerlegen, der bereits zu Einzelhaft verdammt ist, aber im Falle der Swadeshi- und Bande Mataram-Sträflinge war die Legalität keine Frage mehr, und jede »Er-

leichterung« ihrer Qualen war dem gnädigen Ermessen der Polizei überlassen.

Das also war unsere Bleibe. Und was Behaglichkeit und Einrichtung anbetrifft, da hatten die Autoritäten in ihrer Fürsorglichkeit keines der Gesetze der Gastfreundschaft außer Acht gelassen. Ein Teller und eine Schüssel schmückten unseren Hof. Blank geschrubbt glänzten diese beiden Gegenstände, die unsere ganze Habe darstellten, wie Silber und erfrischten mir das Herz. Ihr schimmerndes Blitzen symbolisierte in meinen Augen den schattenlosen Glanz der englischen Monarchie im königlichen Weltreich, und ich empfand bei ihrem Anblick die ungetrübte Freude eines loyalen Untertanen der Krone. Unglücklicherweise schien der Teller meine Gefühle zu teilen, denn beim leisesten Fingerdruck fing er vor Freude an zu kreiseln wie die wirbelnden Derwische Arabiens. Also empfahl es sich, ihn mit einer Hand festzuhalten, während man mit der anderen aß, wenn man nicht riskieren wollte, daß er wirbelnd mit dem unvergleichlichen Gefängnismenü verschwand.

Aber noch lieber als der Teller war mir der Napf, all der Dienste wegen, die er mir erwies. Er ließ mich über den englischen Beamten nachdenken. So wie dieser mit der Kompetenz, der angeborenen Fähigkeit zu jederlei Arbeit ausgestattet ist, fähig, auf bloßen Befehl hin aus dem Stegreif einen Richter, einen Polizeipräfekten, einen Polizisten oder einen Zollbeamten, einen Bürgermeister, einen Professor oder einen Seelsorger zu improvisieren, was auch immer man von ihm verlangt, das schafft er - alles in einer Person, Untersuchungsrichter, Kläger, Polizeibeamter, und sogar Verteidiger, wenn nötig, denn er hat all diese Rollen, all diese Persönlichkeiten (wohlgemerkt gleichzeitig) mit größter Leichtigkeit in sich selbst vereinigt -, genauso konnte mein teurer Napf den unterschiedlichsten Funktionen gerecht werden. Frei von jeglichem Kastengeist machte er keinerlei Unterschiede. In meiner Zelle benutzte ich ihn nicht nur zum Gesichtwaschen, zum »Duschen« und für meine intime Toilette, sondern auch, wenn die Essensstunde gekommen war, für die Linsensuppe oder das Gemüse. Danach bediente ich mich seiner wieder zum Trinken und zum Mundausspülen. Einen so kostbaren

Vielzweckgegenstand kann es nur in einem englischen Gefängnis geben. Trotzdem wurde dieser Napf, den ich für all die täglichen Bedürfnisse benutzte, schließlich zum Instrument meines Yoga. Wo sonst wohl würde ich einen Guru finden, der mir so erfolgreich hätte helfen können, jegliches Ekelgefühl zu überwinden?

Als wir nach Abschluß der Untersuchungshaft in einer Gemeinschaftszelle untergebracht wurden, gab mein »Beamter« einen Teil seiner Befugnisse ab, denn die Gefängnisbehörde versah uns mit einem weiteren Behälter für den Abort. Immerhin erhielt ich in diesem ersten Monat eine ungewollte Lektion in Bezwingung meines Ekelreflexes. Übrigens sah es so aus, als ob die ganze Sanitärinstallation den Zweck gehabt hätte, uns in der Kunst vollkommener Selbstkontrolle zu trainieren. In Einzelhaft zu kommen, zählte, wie gesagt, zu den härtesten Strafen. Im Prinzip besteht sie darin, den Gefangenen aller menschlichen Gesellschaft und - soweit wie möglich - der frischen Luft zu berauben. Eine Toilette im Freien hieße aber, diesen Grundsatz zu verletzen; folglich hatten wir in der Zelle zwei geteerte Eimer zur Verfügung. Morgens und nachmittags kam der Abortreiniger, sie zu säubern. Wenn wir rebellierten oder wenn es uns gelang, ihn zum Mitleid zu bewegen, kam er häufiger. Wenn wir den Eimer aber zwischenzeitlich benutzten, mußten wir zur Strafe stundenlang diesen ekelhaften Gestank ertragen.

Während der zweiten Phase unserer Haft kamen wir in den Genuß gewisser Reformen; aber Reformen bedeuten für die Engländer allenfalls geringfügige Milderungen der Gesetze und Verordnungen, während gleichzeitig die eigentlichen Prinzipien beibehalten werden. Natürlich verursachte die genannte Sanitäreinrichtung in einer so engen Zelle ständigen Ärger, besonders während der Mahlzeiten und der Nacht. Zwar gilt eine Toilette neben dem Schlafzimmer als eine der Besonderheiten westlicher Zivilisation, aber Schlafraum, Eßzimmer und W.C. zusammen in einer kleinen Zelle - das ist der guten Dinge zuviel. Für uns Inder mit unseren tief eingewurzelten Angewohnheiten ist es schwierig, uns auf eine solche Stufe der Zivilisation zu erheben.

Zu unseren Haushaltsgegenständen gehörten noch ein Eimer zum Waschen, eine Kanne für Trinkwasser und zwei Decken. Der Eimer mußte im Hof bleiben, weshalb ich dort mein »Bad« zu nehmen pflegte. Anfangs - später änderte sich das - hatte ich das Glück, nicht unter Wassermangel zu leiden. Der Häftling, der für den benachbarten Kuhstall verantwortlich war, hat mich mit soviel Wasser versorgt, wie ich wünschte, so daß ich mitten in der Härte des Gefangenendaseins täglich zur Badezeit das gleiche Behagen empfand wie ein Hausherr, der sein Verlangen nach Luxus und Komfort befriedigt.

Die anderen Angeklagten waren nicht so glücklich dran, sie mußten sich mit nur einem Eimer Wasser für Dusche, Toilette und das Spülen des Eßgeschirrs begnügen. Selbst das stellte bereits einen besonderen Luxus dar, der uns nur deshalb gewährt wurde, weil wir uns noch in Untersuchungshaft befanden. Die gewöhnlichen Sträflinge verfügten nur über zwei bis drei Schalen Wasser für ihr Bad. Einem britischen Sprichwort gemäß ist es genauso schwierig, körperliches Wohlbefinden zu erlangen, wie in der Liebe Gottes zu leben. Hatte man uns diesen Lebensstil nun auferlegt, um dies zu veranschaulichen, oder weil man fürchtete, das Badevergnügen könnte die verordnete Askese in Frage stellen - es war schwer zu sagen. Die Häftlinge ihrerseits nannten dieses Bad, das sie dem Wohlwollen der Verwaltung verdankten, die Rabenwäsche.

Die Trinkwassereinrichtungen waren noch unvergleichlicher. Wir hatten bereits Sommer. Kein Lufthauch drang in meine Zelle, und so machten das Feuer der Sonne und die Gluthitze des Maimonats einen Backofen aus ihr. In diesem Schmelzofen mußte ich mich damit abfinden, meinen brennenden Durst mit einer Kanne lauwarmen Wassers zu stillen. Ich trank wieder und wieder, ohne ihn löschen zu können, kam ganz im Gegenteil nur ins Schwitzen, und der Durst war schlimmer als zuvor. Einige Gefangene allerdings hatten einen Tonkrug in ihrer Hofecke, und sie dankten dem Himmel dafür, denn sie deuteten diese Gunst als Frucht praktizierter Askese in irgendeinem vergangenen Leben. Selbst die überzeugtesten Positivisten mußten darin die Rolle des Schicksals erkennen: Die einen hatten das Glück, reichlich kühles Trinkwasser zu haben, die anderen

waren dazu verurteilt, Durst zu erleiden. Da sich die Aufseher bei der Zuteilung von Kannen oder Krügen ja doch völlig unparteiisch verhielten, konnte man darin wohl nur die Macht des Schicksals sehen.

Ob ich nun mit meinem Los zufrieden war oder nicht - der Gefängnisarzt in seinem Wohlwollen befand, daß die Situation unerträglich sei. Er tat alles, was in seiner Macht stand, mich mit einem irdenen Krug zu versorgen, aber ohne Erfolg, weil das nicht in seine Zuständigkeit fiel. Erst viel später brachte mir der Aufseher einen auf seine Anordnung hin, den er wer weiß wo aufgetrieben hatte. Inzwischen hatte ich aber in tagelanger Auseinandersetzung mit dem Durst gelernt, mich von diesem Bedürfnis zu befreien.

Als Bett dienten uns in diesem Schwitzkasten zwei grobe, im Gefängnis hergestellte Decken. Ein Kopfkissen gab es nicht. Ich schlief auf einer der beiden Decken und rollte die andere zu einem Kissen zusammen. Wenn die Hitze unerträglich wurde, legte ich mich sogar auf den nackten Boden, um mich abzukühlen. So entdeckte ich die Freude der Berührung unserer Mutter Erde und die Kühle ihrer Brust. In einer Gefängniszelle war dieser Kontakt allerdings ein wenig hart, verhinderte den Schlaf und zwang mich, wieder zu meiner Decke zurückzukehren.

Regentage waren Freudentage, hatten allerdings auch ihre Schattenseiten, wenn Sturmböen in rasendem Tanz Staub, Blätter und Gräser aufwirbelten und meinen kleinen Käfig damit überschwemmten. Dann blieb mir nichts anderes übrig, als in eine Ecke meiner Zelle zu flüchten und dort in feuchten Decken die Nacht zuzubringen. Waren diese Naturspiele dann zuende, mußte ich trotzdem alle Hoffnung auf Schlaf fahrenlassen; bis die Erde wieder trocken war, konnte ich nichts anderes tun, als meinen Gedanken nachzugehen. Die einzige trockene Zone befand sich wirklich nahe dem W.C., aber dort die Decken auszubreiten, war nicht gerade verlockend. Weil aber der einfallende Wind die Höllenhitze aus meiner Zelle vertrieb, waren mir Sturm und Regen trotz so vieler Unannehmlichkeiten von Herzen willkommen.

Dieses Bild des Regierungshotels von Alipur, das ich später noch ergänzen werde, soll nicht mit meinen eigenen Schwierigkeiten bekanntmachen, sondern allein dem Ziel dienen, die erstaunlichen Lebensbedingungen und die dauernden Qualen zu schildern, die unschuldige Angeklagte in dem so hoch zivilisierten britischen Empire ertragen mußten.

Das waren also - ganz konkret - die Prüfungen, unter denen wir zu leiden hatten, aber mein unerschütterliches Vertrauen in die göttliche Gnade hat mir geholfen, damit fertigzuwerden. Nur die ersten Tage sind mir schwergefallen; danach - wodurch, werde ich später erklären - erhob sich meine Seele über das Leiden, und es verlor seine Gewalt über mich. Deshalb rufen diese Erinnerungen an das Gefängnis in mir weder Zorn noch Groll hervor, lediglich ein Lächeln.

Als ich das erste Mal in der seltsamen Gefangenenkleidung meine Zelle betrat und ihre Einrichtung in Augenschein nahm, war übrigens meine erste Reaktion: daß ich innerlich lachen mußte. Ich hatte englische Geschichte, auch das Verhalten der Engländer in unserer Zeit studiert; dabei war mir das Seltsame und Rätselhafte ihres Charakters aufgefallen. Deshalb war ich über ihr Verhalten, was mich anbetrifft, weder erstaunt noch betroffen. Im Grunde genommen verfuhr man mit uns in der übelsten Weise. Wir kamen alle aus guten Familien, viele waren Söhne von Großgrundbesitzern, einige der Elite der englischen Gesellschaft von Geburt, Erziehung und Persönlichkeit her ebenbürtig; wir waren keiner gemeinen Verbrechen angeklagt, weder des Diebstahls noch räuberischer Erpressung, sondern einer Verschwörung zu bewaffnetem Aufstand, eines Putschversuchs, um das Land von seiner Fremdherrschaft zu befreien; es fehlten aber für viele von uns jegliche Beweise, um diese Beschuldigungen zu untermauern. Wir waren auf Grund bloßer Vermutungen der Polizei festgenommen worden. Uns dann wie gewöhnliche Verbrecher zu behandeln - was sage ich, Verbrecher? -, wie Vieh in einem Käfig, dem man ein Futter vorwirft, das nicht einmal Tiere anrühren würden, uns Hunger und Durst erleiden zu lassen, Hitze, Regen und Kälte, gereicht weder England noch seiner Regierung zur Ehre.

Aber es handelt sich hier wohl um einen speziell britischen Charakterfehler. Obwohl die Engländer von Natur aus ritterlich sind, benehmen sie sich ihren Feinden oder Gegnern gegenüber wie die Krämer. Allerdings war ich deswegen kaum böse, eher froh, daß man zwischen den gewöhnlichen Gefangenen - meist Analphabeten - und uns keinen Unterschied machte, und ich bot diese Erfahrung der göttlichen Mutter als Opfer der Liebe dar. Ja, mir wurde klar, daß dies eine einzigartige Gelegenheit war, mich über alle Dualität zu erheben und zu begreifen, was Yoga eigentlich bedeutet. Zudem gehörte ich der Extremistenpartei an, für die Demokratie und Gleichheit von arm und reich die wichtigsten Grundsätze eines idealen Nationalismus ausmachten.

Ich erinnerte mich daran, daß wir auf unserer Reise nach Surat* alle zusammen in der 3. Klasse gereist waren, um diese Theorie in die Praxis umzusetzen, und daß sich selbst die Parteiführer im Lager nicht getrennt einquartiert hatten, sondern alle Seite an Seite schliefen. Arm und reich, Brahmanen, Kaufleute, Handwerker, Bengalen, Marathis, Punjabis und Gujeratis, alle schliefen auf der Erde, aßen miteinander Hülsenfrüchte, Reis und Yoghurt: es entsprach in jeder Hinsicht unseren Idealen, der Swadeshi*. Der gerade aus England Heimgekehrte [Aurobindo], Leute aus Bombay und Kalkutta, Brahmanen aus Madras mit ihren Stirnmalen, alle fühlten sich vereint in einem wunderbaren Geiste der Brüderlichkeit.

Und während meines Aufenthaltes im Gefängnis von Alipur teilte ich ebenfalls das Los meiner Mitbürger, meiner Mitgefangenen: der Bauern, der Schmiede, der Töpfer, der Straßenreiniger, der Leichenbestatter, kurz der Unberühmbaren. Wir bekamen die gleiche Verpflegung, machten die gleichen Prüfungen durch, waren der Gegenstand der gleichen Aufmerksamkeit. Und ich verstand, daß ER, der in allen Kreaturen wohnt, unser Herr Narayana, diese Gleichheit, diese Einheit, dieses Gefühl nationaler Brüderlichkeit wollte und so die Mission meines Lebens mit seinem Siegel versehen hat. Wie oft hat mein Herz nicht vor Freude gezittert ob der liebevollen Haltung meiner Mitgefangenen und Verurteilten und auch der Unparteilichkeit der britischen Verwaltung - wie ob der Morgenröte eines neuen Ta-

ges. Ich fühlte die Stunde nahen, in der alle Kasten des Volkes im Geiste der Brüderlichkeit als *eine* Seele auf dem Boden Indiens vor den Altar der Weltenmutter und erhobenen Hauptes vor die Welt treten würden.

Die [Zeitschrift] *Indian Social Reformer*, die in Poona erscheint, hat neulich über einige meiner Aussagen, die ganz eindeutig waren, gespottet: »Wir konstatieren, daß Gottes Gegenwart im Gefängnis billig zu haben ist.«

Diese Engherzigkeit und Anmaßung von Menschen, die sich immer hervortun wollen und so stolz auf ihr bißchen Wissen und ihre mittelmäßigen Tugenden sind! Wenn Gott sich nicht in den Gefängnissen, den Eremitagen, den Ashrams offenbarte und in den Herzen derjenigen, die leiden, ja wo denn dann? In den Luxustempeln der Reichen oder in den bequemen Betten derer, die in blindem Egoismus nichts anderes suchen als ihr kleines Glück?

Gott schaut nicht auf Wissen, Ansehen, äußeren Erfolg und den Grad an Zivilisiertheit. Er enthüllt sich den Heimgesuchten als die allerbarmende Mutter. Und als Narayana, der Herr der Welt, lebt Er im Herzen desjenigen, der Ihm sein ganzes Leben geweiht hat, desjenigen, der Ihn in jedem Volk wie in seinem eigenen sieht, in jedem Menschen, sei er auch arm und unglücklich, ein Sünder oder ein Verdammter. Und deshalb gibt Er sich denjenigen, die inhaftiert wurden, weil sie ihrem Vaterland dienen wollten, das gefallen ist, aber bereit, sich zu erheben.

III. Alltag im Gefängnis von Alipur

Nachdem der Gefangenenaufseher Decken, Teller und Napf in meine Zelle gebracht und mich alleingelassen hatte, setzte ich mich hin und blickte mich um. Diese Einzelzelle schien mir besser zu sein als der Polizeigewahrsam in Lal Bazar. Dort schien sich die Einsamkeit wie ein gigantischer Körper, der sich beliebig ausdehnen konnte, durch die immensen Maße des Raumes noch zu vertiefen. Hier sahen die Wände freundlich aus, sie schienen von Brahman selbst geschaffen zu sein, und ich fühlte sie näher kommen, als wollten sie mich umarmen. Dort konnte man trotz hoher Fenster in der ersten Etage nicht einmal den Himmel sehen, noch sich vorstellen, daß es auf dieser Welt Bäume und Sträucher, Tiere, Vögel oder Wohnhäuser gäbe. Hier aber konnte ich den offenen Himmel und das Kommen und Gehen der Gefangenen beobachten, wenn die Tür zum Hof offen blieb und ich mich nahe dem Gitter meiner Zelle niederließ. Vor der Hofmauer stand ein Baum, dessen leicht bläuliches Laub mir Augen und Herz erfrischt. Ein Posten stand vor den sechs »Arrestzellen« Wache, aber sein Gesicht und das vertraute Geräusch seiner Schritte, wenn er patrouillierte, waren mir so wert, als handelte es sich um die eines Freundes. Die Gefangenen, die aus dem benachbarten Stall die Kühe auf die Weide führen mußten, gingen an meiner Zelle vorbei, und dieses ländliche Bild von Kühen und Hirten erfüllte mich mit Freude.

Die Einsamkeit in diesem Gefängnis hat mir zu einer wunderbaren Schulung in Liebe verholfen. Bevor ich hierhergekommen war, beschränkte sich meine Zuneigung auf einen relativ kleinen Kreis von Menschen, zu denen ich eine persönliche Beziehung hatte, aber Liebe zu Tieren war mir fast ganz fremd. Ich erinnere mich an ein wunderschönes Gedicht von Rabindranath Tagore, in dem der Dichter die tiefe Liebe eines kleinen Dorfjungen zu einem Büffel schildert. Als ich es seinerzeit las, hat es mich überhaupt nicht berührt, ich fand es

übertrieben und gekünstelt. Jetzt würde ich es mit anderen Augen lesen. In Alipur entdeckte ich, wie tief die Liebe eines Menschen zu allem Lebendigen werden, ja wie der einfache Anblick einer Kuh, eines Vogels, sogar einer Ameise das Herz eines Menschen erzittern machen kann.

Der erste Tag im Gefängnis verlief friedlich. Alles war so neu, daß ich mich etwas aufgemuntert fühlte. Wenn ich die neuen Haftbedingungen mit denen im Lal-Bazar-Gefängnis verglich, dann schätzte ich mich glücklich, und ich überantwortete mich Gott so voll und ganz, daß mich die Einsamkeit nicht bedrückte.

Selbst das befremdliche Aussehen der Gefängnisverpflegung konnte mein Gemüt nicht betrüben: grobkörniger Reis, gewürzt mit Spreu, gepfeffert mit Kieseln, Insekten, Haaren und anderem Dreck, Linsensuppe ohne Geschmack, ausgiebig mit Wasser verlängert, einige Kräuter und Blätter anstelle von Gemüse, das war das Menü. Bis dahin habe ich nicht gewußt, wie fade und gehaltlos für Menschen bestimmte Nahrung sein konnte. Das graulich schwärzliche Aussehen schauderte mich. Nachdem ich zwei Mundvoll davon hinuntergewürgt hatte, nahm ich respektvoll Abstand von weiteren. Man servierte uns nur ein einziges Gemüse, und wenn saisonbedingt eine bestimmte Sorte auftauchte, blieb man dabei bis zum Saisonschluß. Damals war die Zeit der Kräuterherrschaft: Tage, Wochen und Monate vergingen, aber unveränderlich erschienen zu den beiden Mahlzeiten der gleiche Reis, die gleichen Kräuter, die gleichen Hülsenfrüchte. Nicht nur, daß das Menü immer das gleiche blieb, auch die Zubereitung wurde um keinen Deut geändert: Tag für Tag wurde uns der gleiche unvergängliche Anblick zuteil, weit entfernt von jeglicher Abwechslung. Der Gefangene mußte zugeben, daß in dieser vergänglichen Welt der Maya eine befremdliche Dauerhaftigkeit herrschte. Aber dank der Güte des Doktors hatte ich es in dieser Hinsicht besser als die anderen. Er ließ mir oft Milch vom Hospital schicken, was mir an solchen Tagen den Kräuteranblick ersparte.

An diesem Abend ging ich früh schlafen, aber es entsprach nicht den Spielregeln eines Gefängnisses, daß sich der Häftling eines ungestörten Schlafes erfreute, das hätte die Sucht nach Bequemlichkeit in

ihm wecken können. Folglich gab es eine Verfügung, wonach der Gefangene nach jeder Wachablösung laut geweckt und nicht eher in Ruhe gelassen wurde, als bis er geantwortet hatte. Die meisten Wärter der sechs Arrestzellen verabscheuten allerdings diese Instruktion. Das Wohlwollen und die Sympathie der einheimischen Sipoy*, besonders der Hindustani, uns gegenüber, siegte über ihr strenges Pflichtgefühl. Ein paar freilich konnten das mit ihrer Auffassung von Disziplin nicht vereinbaren. Die kamen dann mitten in der Nacht und weckten uns mit der Frage:

»Wie geht es Ihnen, Sir?«

Dieser unangebrachte Humor wurde nicht immer geschätzt. Mir war natürlich klar, daß sie nur ganz unbefangen ihrem Befehl nachkamen. Also habe ich es ein paar Nächte lang trotz der Irritation ertragen, schließlich aber, um schlafen zu können, den Wächter beschimpft, und nachdem ich zwei oder dreimal böse geworden war, hörte man auf, sich mitten in der Nacht höflich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Um Viertel nach 4 Uhr läutete die Gefängnisglocke die gewöhnlichen Gefangenen aus dem Schlaf. Kurze Zeit darauf ertönte sie von neuem. Dann mußten sie sich, nachdem sie sich gewaschen und eine Schale Reisschleim geschlürft hatten, in einer Reihe aufstellen und ihren täglichen Frondienst antreten. Da es unmöglich war, bei dem mehrmaligen Geläute weiterzuschlafen, entschloß ich mich, ebenfalls aufzustehen. Um 5.00 Uhr wurden die Gitter entfernt; nach der Katzenwäsche kehrte ich zurück und setzte mich wieder in meine Zelle. Kurz darauf stellte man einen Napf mit Reisschleim vor meine Zellentür. Am ersten Tag rührte ich ihn nicht an, sondern begnügte mich mit seinem Anblick. Erst nach ein paar Tagen kostete ich zum ersten Mal diese ganz besondere Speise. Es handelte sich um unabgeschäumten gekochten Reis, das war unser ganzes Frühstück. Wie die Dreieinheit »Trimurti« hatte dieser Reisschleim drei Gesichter. Am ersten Tag nahm er den Aspekt der Weisheit an, ursprüngliche, unvermischte Substanz, rein wie die makellose Gestalt Shiwas. Am zweiten Tag erschien er unter dem Aspekt des Hiranyagarbha*, war mit Erbsen gekocht und von gelber Farbe, mit verschiedenen Kräu-

tern ausgestattet, bekannt unter dem Namen Kitchuri. Am dritten Tag nahm er das Aussehen Virats an, des kosmischen Wesens; von Farbe undefinierbar, mit einem Hauch von Sirup garniert, erwies er sich als einigermaßen geeignet für menschlichen Verzehr. Ich verzichtete auf den Weisheits- und auf den Hiranyargarbha-Aspekt in der Erkenntnis, daß sie für arme Sterbliche unerreichbar seien, aber manchmal gelang es mir, zwei Mundvoll »Virats« runterzuschlucken; indem ich dann über die edle Menschenfreundlichkeit der westlichen Zivilisation im allgemeinen und die zahllosen Tugenden der britischen Monarchie im besonderen meditierte, war ich voll der Freude.

Abschließend muß noch gesagt werden, daß die Schleimsuppe unsere einzige gehaltvolle Verpflegung war, der Rest war ohne irgendeinen Nährwert. Wie auch immer, der Geschmack war so, daß nur der quälendste Hunger einen zum Essen bringen konnte, und selbst dann mußte man sich noch gewaltsam dazu zwingen.

An jenem Morgen wusch ich mich gegen 11.30 Uhr. In den ersten vier Tagen nach meiner Inhaftierung mußte ich die Kleider tragen, in denen ich von zu Hause gekommen war. An diesem Tage aber nahm der alte Wärter, der für den nahe gelegenen Kuhstall verantwortlich war - ein alter Häftling, der auf mich aufpassen mußte -, mein Hemd und meine Hose und versorgte mich mit einem etwa eineinhalb Ellen langen Stück Stoff, mit dem ich mich bedeckte und darauf wartete, daß meine Kleider trockneten. Ich brauchte weder meine Wäsche noch mein Geschirr zu waschen; das mußte ein Gefangener tun, der im Kuhstall arbeitete.

Um 11.00 Uhr gab es Mittagessen. Um vom Toiletteneimer wegzukommen, aß ich meistens im Hof im Feuer der sommerlichen Sonne. Die Wache hatte nichts dagegen. Das Abendessen servierte man uns zwischen 17.00 und 17.30 Uhr. Danach wurde der Riegel vorgeschoben. Um 19.00 Uhr läutete die Abendglocke. Der Oberaufseher verlas mit Donnerstimme die Namen der Gefängnisaufseher, danach ging jeder wieder auf seinen Posten. Und der Gefangene flüchtete müde in den Schlaf, das einzige Gute, das er während seiner Gefangenschaft genießen konnte. Es war die Stunde, in der die Schwachen über ihr Mißgeschick weinten oder über das Leiden, das

sie noch erwartete. Der Gottliebende aber fühlte im Frieden des Abends die Gegenwart des Herrn und fand im Gebet und in der Meditation seine innere Freude wieder. Dann tauchte das Alipur-Gefängnis, dieses gigantische Folterinstrument für 3000 Gottesgeschöpfe, die rechtlos und aus der Gesellschaft verbannt waren, in das Schweigen der Nacht.

Die anderen Angeklagten habe ich selten gesehen. Sie waren in einem anderen Trakt hinter den sechs Einzelhaftzellen untergebracht; dort befanden sich zwei weitere Zellenzeilen, vierundvierzig insgesamt, deshalb »die vierundvierzig Zellen« genannt. Eine dieser beiden Reihen war dazu bestimmt, die meisten von ihnen aufzunehmen. Da sie nicht als »Eingeweihte« galten, hatte man sie jeweils zu dritt in einer Zelle untergebracht. Ein anderer Gefängnistrakt verfügte über ein paar große Gemeinschaftszellen, die jeweils bis zu zwölf Gefangene fassen konnten. Alle, die das Glück hatten, in diesem Sektor untergebracht zu sein, waren darüber sehr froh. Sie waren zusammen, in angenehmer Gesellschaft, und konnten Tag und Nacht in Muße miteinander reden. Einen gab es allerdings, der dieses Vergnügen nicht hatte, das war Hemchandra Das. Ich weiß nicht warum, aber er hatte sich mehr als wir alle den Zorn der Behörden zugezogen, die ihn besonders fürchteten. Er war ebenfalls von den anderen getrennt und unter verschärften Bedingungen in Einzelhaft gesteckt worden. Nach Hemchandra selbst beruhte der Zorn der Polizei darauf, daß es ihr trotz aller aufgebauten Mittel nicht gelungen war, ihn zum Schuldgeständnis zu bringen. Er wurde deshalb in eine ganz kleine Zelle gesperrt, deren Tür zum Hof zusätzlich immer verschlossen blieb. Das war, wie schon gesagt, die schlimmste Art von Bestrafung.

In der Folgezeit führte die Polizei dann und wann Zeugen vor, die von Herkunft, Kaste und Benehmen nicht unterschiedlicher sein konnten, und veranlaßte sie zu der Komödie einer Identifikationsparade. Dazu ließ man uns dem Büro gegenüber antreten, mit anderen Gefangenen gemischt, die nichts mit unserem Prozeß zu tun hatten. Danach ließ man die Zeugen ein. Das Ganze war aber nichts als Formsache, denn unter den Zugemischten war kein einziger, der auch nur die mindeste Erziehung genossen hatte, sodaß der Kontrast, als

wir nebeneinander standen, so auffallend war, daß man schon wirklich schwachsinnig oder von allen guten Geistern verlassen sein mußte, um nicht den Unterschied auf den ersten Blick zu sehen. Die Vitalität und die lebhaftige Intelligenz in Aussehen und Verhalten der jungen Häftlinge, die der »Bombenaffäre« beschuldigt waren, hob sich zu kraß von den erloschenen Augen und dem verwahrlosten Äußeren der anderen Gefangenen ab. Trotzdem hatten wir nichts gegen diese Paraden einzuwenden, brachten sie doch ein wenig Abwechslung in die Monotonie des Gefangenenlebens und die Gelegenheit, ein paar Worte miteinander zu wechseln. Während einer dieser Vorstellungen traf ich zum ersten Mal seit unserer Festnahme meinen Bruder Barin wieder; wir konnten an jenem Tage aber noch nicht miteinander sprechen.

Neben mir stand sehr oft Narendranath Goswami, so wurde ich zuerst mit ihm bekannt. Er war ein junger Mann von angenehmem Äußeren, hellhäutig, groß und kräftig, aber sein Blick war irgendwie unstet, und seine Bemerkungen zeugten nicht gerade von Intelligenz. In dieser Hinsicht unterschied er sich sehr von den anderen, die - insgesamt gesehen - von edlem und reinem Denken und von selbstlosen Idealen durchdrungen waren. Ihre Unterhaltungen zeugten von lebhafter Intelligenz und großem Wissensdurst. Goswami dagegen war oberflächlich und redete dummes Zeug, das aber mit Nachdruck und Zuversicht. Er war davon überzeugt, freigesprochen zu werden. Er pflegte zu sagen:

»Mein Vater kennt sich im Prozessieren aus, die Polizei kann es ja versuchen; selbst meine Zeugenaussage kann nicht gegen mich verwendet werden; er wird beweisen, daß man sie nur durch Folterung aus mir herausgeholt hat.«

Ich fragte ihn: »Sie waren in den Händen der Polizei? Wo sind die Zeugen?« Goswami erwiderte ganz unverfroren: »Mein Vater hat Hunderte von Prozessen geführt. Es wird ihm nicht schwerfallen, Zeugen zu finden.«

Aus solchem Holz sind Denunzianten geschnitzt.

IV. Menschliche und göttliche Hilfe

Wir haben schon über die Leiden und Prüfungen berichtet, die die Angeklagten zu ertragen hatten; aber man sollte doch auch erwähnen, daß sie ganz einfach zum Gefängnisleben gehörten und niemand uns grausam oder unmenschlich behandelt hat. Im Gegenteil, die Verantwortlichen des Alipur-Gefängnisses zeigten sich äußerst höflich, gerecht und wohlwollend. Wenn es je einen Ort gegeben hat, an dem das Leiden der Gefangenen gelindert, an dem Güte und Gerechtigkeit die unmenschliche Barbarei des europäischen Strafvollzugs gemildert haben, dann war es das Alipur-Gefängnis unter der Verwaltung von Mr. Emerson, dem englischen Direktor, dank seiner außergewöhnlichen Qualitäten, und dem bengalischen Assistenten des Gefängnisarztes, Dr. Vaidyanath Chatterji. Mr. Emerson wußte auch dem Schlechtesten noch etwas Gutes abzugewinnen. Er personifizierte die heute fast ausgestorbenen christlichen Ideale Europas. Dr. Vaidyanath Chatterji war der lebendige Ausdruck der Güte und des Mitgeföhls, die das Wesen des Hinduismus ausmachen. Menschen wie Mr. Emerson kommen nicht oft in dieses Land und sind selbst in England selten geworden. Er verkörperte alle Tugenden eines christlichen Gentleman, war friedliebend, gerecht und klug, von seltener Güte und Großherzigkeit; von Natur aus unfähig, seinen Untergebenen auch nur die geringste Unfreundlichkeit zu erweisen, verhielt er sich ihnen gegenüber stets umgänglich. Einfach, rechtschaffen und selbstbeherrscht wie er war, hatte er leider einen Fehler: Er besaß weder Sachkunde noch Entschlußkraft, verließ sich ganz auf den Oberaufseher und ließ den Dingen ihren Lauf.

Ich glaube allerdings nicht, daß das nachteilig für uns war, denn Mr. Jogendra, der Gefängnisaufseher, war ein fähiger Mann, auf den man sich verlassen konnte; trotz ernsthafter Erkrankung - er war zuckerkrank - entging nichts seiner Wachsamkeit. Er war sich dessen bewußt, was sein Chef von ihm erwartete und achtete darauf, daß es

gerecht zuging; er duldete ebenfalls keinerlei Grausamkeit, besaß allerdings nicht die seelische Größe Mr. Emersons. Er war nur ein bengalischer Beamter, der versuchte, seinen Herrn zufriedenzustellen, indem er gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, ein guter Arbeiter. In seinem Umgang mit anderen zeigte er immer große Ruhe und eine natürliche Höflichkeit, darüber hinaus aber keine besonderen Fähigkeiten. Er hing umso mehr an seiner Tätigkeit, als der Zeitpunkt seiner Pensionierung nahegerückt war; jetzt war Mai, und im Januar hoffte er, in Rente zu gehen und endlich seine wohlverdiente Ruhe zu genießen. Das Auftauchen der Angeklagten der Bomben-Affäre in Alipur hat ihm viel Angst verursacht. Man konnte ja nicht wissen, was diese heißblütigen, jungen Bengalen eines guten Tages anstellen würden. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Er pflegte zu sagen, er brauche nur noch die Länge eines Sprosses bis zur Palmspitze. Der Arme! Er sollte nicht einmal die Hälfte eines Sprosses schaffen.

Gegen Ende August inspizierte Mr. Buchanan das Gefängnis. Er fuhr zufrieden wieder ab. Überglücklich erklärte der Oberaufseher: »Das war die letzte Visite dieses Herrn, bevor ich meinen Abschied nehme; jetzt brauche ich mir um meine Pensionierung keine Sorge mehr zu machen.«

Aber ach! Der Mensch ist blind und der Dichter hatte recht, der sagte: »Die Vorsehung hat dem Menschen im Unglück zwei mächtige Hilfen gegeben, indem sie seine Zukunft in tiefstes Dunkel hüllt und ihn - als Halt und zum Trost - obendrein mit blinder Hoffnung ausstattet hat.«

Vier oder fünf Tage später wurde Goswami von Kanailal ermordet. Buchanans Gefängnisvisiten wurden immer häufiger. Die Folge davon war, daß Mr. Jogendra vorzeitig entlassen wurde und unter dem Gewicht von Kummer und Krankheit starb.

Wenn Mr. Emerson selbst die Verwaltung in die Hand genommen hätte, anstatt sie gänzlich einem Untergebenen zu überantworten, dann hätte er während seiner Amtszeit in Alipur sehr wohl Verbesserungen veranlassen und zahlreiche Reformen einführen können. Denn das bißchen, was er tat, machte er gut, und seiner Persönlichkeit war zu verdanken, daß das Gefängnis nicht zu einer Hölle wurde, sondern

ein Ort ernsthafter Züchtigung blieb. Die Auswirkungen seiner Güte blieben sogar noch lebendig, nachdem er versetzt worden war, und noch heute fühlen sich seine Nachfolger verpflichtet, ein Minimum an Menschlichkeit zu bewahren.

Dr. Vaidyanath Chatterji übte im Hospital den gleichen Einfluß aus wie Mr. Jogendra in den übrigen Abteilungen des Gefängnisses. Beide waren »große Meister« in ihrem Bereich. Dr. Daly, der Vorgesetzte von Dr. Chatterji, war zwar nicht so menschenfreundlich wie Mr. Emerson, dafür aber besonnen und überaus höflich. Er konnte nicht genug das friedliche Verhalten, die Fröhlichkeit und Folgsamkeit der jungen Angeklagten loben; er liebte es, mit den Jüngeren zu scherzen und mit den Älteren über Philosophie, Politik und Religion zu diskutieren. Er war irischer Abstammung und besaß viele der Eigenschaften dieses idealistischen und großherzigen Volkes. Gelegentlich konnte er jähzornig werden und dann die Gefangenen grob anschauen, aber er war nicht gemein, und im allgemeinen liebte er es, zu helfen. Allerdings war er mit den Tricks der Häftlinge, Krankheiten vorzutäuschen, so vertraut, daß er auch einmal einen wirklich Erkrankten hinauskomplimentierte aus Furcht, reingelegt zu werden. Wenn er aber eine ernsthafte Erkrankung diagnostizierte, nahm er sich des Patienten mit äußerster Sorgfalt an und behandelte ihn mit großer Güte.

Ich hatte einmal ein wenig Fieber. Es war während der Monsunzeit, und der feuchtigkeitsgesättigte Wind drang ungehindert durch die vielen Öffnungen der riesigen Veranda in unsere Gemeinschaftszelle [*wohin Aurobindo und die anderen Gefangenen verlegt worden waren*]. Ich hatte aber keine Lust, ins Hospital zu gehen oder Medizin zu schlucken, denn ich hatte meine eigenen Ansichten über Krankheiten und deren Behandlung und kein großes Vertrauen zu Medikamenten. Solange die Erkrankung nicht allzu schwer war, hielt ich es für besser, die Natur wirken zu lassen, dann würde die Heilung von selbst erfolgen. Außerdem wollte ich bestimmte Yogapraktiken auf ihren Wert und ihre Wirksamkeit hin überprüfen und mir gegen die Argumente meiner eigenen Vernunft beweisen, daß es möglich sei, durch bloße spirituelle Kraft die schädliche Wirkung der Mon-

sunwinde zu neutralisieren. Der Doktor aber machte sich meiner wegen große Sorgen, und so ging ich auf sein Drängen hin schließlich ins Hospital. Dort widmete er mir seine ganze Aufmerksamkeit und sorgte dafür, daß meine Verpflegung so weit wie möglich der von zu Hause glich. Und da er um meine Gesundheit fürchtete, wenn ich während der Regenzeit in den Gefängnisräumen bliebe, wünschte er mich eine zeitlang bequem im Hospital unterzubringen. Aber ich weigerte mich und bestand darauf, zu den anderen in die Großraumzelle zurückzukehren.

Allerdings erwies er nicht allen das gleiche Wohlwollen; ganz besonders fürchtete er, die starken jungen Leute ins Krankenhaus aufzunehmen, sogar wenn sie krank wurden. Er dachte irrigerweise, daß, falls sich irgendwelche ärgerlichen Vorfälle im Gefängnis ereignen sollten, nur einer dieser kräftigen und unruhigen Burschen sie verursachen könne. Was dann schließlich geschah, war genau das Gegenteil; die Anstifter des Dramas, das sich im Hospital abspielte, waren Satyen Bose, dessen Körper durch die Krankheit bereits ausgezehrt war, und der ebenfalls kranke Kanailal, der von Natur ruhig und schweigsam war.

Dr. Daly hatte also zweifellos große Qualitäten, aber es war Dr. Vaidyanath, der seine guten Werke inspirierte und förderte. Ich bin nie zuvor einem so großzügigen Menschen wie ihm begegnet, und ich bezweifle, daß mir je wieder jemand mit ähnlichem Charakter begegnen wird. Er schien geboren zu sein, anderen zu helfen und Gutes zu tun. Wann auch immer er hörte, daß jemand Schmerzen habe, lief er hin, sie zu lindern. Es war ihm zur zweiten Natur geworden. In dieser Anstalt des Leidens verströmte er über all die Unglücklichen wie über die Verdammten den erquickenden Tau des Himmels. Wenn jemand in Not war, das Opfer einer Ungerechtigkeit oder unnötiger Quälerei, war es das beste, den Doktor zu rufen, um davon erlöst zu werden, und wenn es in seiner Macht lag, zu helfen, dann ruhte er nicht eher, als bis ihm das gelungen war. Darüber hinaus hegte Dr. Vaidyanath in seinem Herzen eine tiefe Liebe zu seinem Land; aber in seiner Eigenschaft als Regierungsbeamter durfte er dieses Gefühl nicht zeigen. Seine einzige Schwäche war sein Übermaß an Mitge-

fühl. Wenn dies bei einem Gefängnisangestellten auch tadelnswert sein mag, so gilt es in ethischer Hinsicht doch als eine der schönsten menschlichen Tugenden, die Gott sehr teuer ist. Der Doktor machte keinerlei Unterschied zwischen den gewöhnlichen Gefangenen und den Angeklagten im Bande-Mataram-Fall. Er behielt alle Leidenden solange im Hospital, überschüttete sie mit Fürsorge und weigerte sich, sie zu entlassen, bis sie völlig wiederhergestellt waren. Und diese »Schwäche« war der eigentliche Grund für seine Entlassung. Nach Gossains Ermordung beschuldigten seine Vorgesetzten den Doktor einer zu großen Milde, und er wurde ungerechterweise entlassen.

Ich habe nicht ohne Grund über die Menschlichkeit und Güte dieser Gefängnisbeamten berichtet. Es schien mir nötig, zunächst unsere Haftbedingungen zu beschreiben; im Folgenden werde ich versuchen, die unmenschliche Grausamkeit des britischen Strafvollzugs in aller Deutlichkeit zu schildern. Da ich fürchte, daß manche Leser diese Grausamkeit auf die Beamten zurückführen könnten, fühle ich mich verpflichtet, auf die Herzensgüte der wichtigsten unter ihnen hinzuweisen, Eigenschaften, für die ich im Laufe dieses Berichtes noch zahlreiche weitere Beispiele geben werde.

Meinen Geisteszustand während der ersten Tage im Zuchthaus habe ich schon geschildert. Ein paar Tage mußte ich in absoluter Isolierung zubringen, ohne Lesestoff, ohne irgendetwas, mit dem ich die Zeit hätte ausfüllen können. Dann gestattete mir Mr. Emerson, ein paar Bücher und ein paar Kleidungsstücke zum Wechseln von zu Hause kommen zu lassen. Dazu besorgte ich mir durch den Aufseher Tinte, Federhalter und Papier, das den Briefkopf des Gefängnisses trug, und schrieb an meinen Onkel, den bekannten Herausgeber der Zeitung »Sanjivani«, und bat ihn, mir außer den notwendigsten Kleidungsstücken die »Bhagavadgita« und die »Upanischaden« zu schicken. Es dauerte 3 oder 4 Tage, bis ich die beiden Bücher erhielt.

In der Zwischenzeit konnte ich den Abgrund ausloten, in den man in der Einzelhaft stürzt. Ich verstand, wie im Laufe einer solchen Gefangenschaft sogar der stärkste Charakter und der bestgeschulte Verstand zusammenbrechen und der Mensch wahnsinnig werden

kann. Gleichzeitig begriff ich Gottes unendliche Güte, der mir die außergewöhnliche Gelegenheit schenkte, mit Ihm einzuwerden, indem Er mich ebendiesen Bedingungen aussetzte. Vor meiner Gefangennahme pflegte ich morgens und abends je eine Stunde zu meditieren. Da ich im Gefängnis nichts anderes zu tun hatte, versuchte ich, so lange wie möglich in der Meditation zu verbleiben. Aber für jemanden, der keine Übung darin hat, ist es nicht leicht, seine Gedanken, die stets dazu neigen, sich in tausend Richtungen zu verlaufen, zu beherrschen und auf einen einzigen Gegenstand zu fixieren. Dennoch erreichte ich es, mich für ein oder zwei Stunden zu konzentrieren, dann allerdings fing das Mentale an zu rebellieren, und auch mein Körper ermüdete. Anfangs bewegte ich alle möglichen Ideen in meinem Kopf, aber in diesem unerträglichen Nichtstun, bar jeden menschlichen Kontaktes und ohne jegliches Objekt der Reflexion, begann mein Verstand nach und nach sogar seine Denkfähigkeit zu verlieren.

Ich war schon bald in einen Zustand versunken, in dem Tausende verworrene Ideen um die Pforten meines Geistes kreisten, ohne eindringen zu können. Einigen gelang es zwar durchzukommen, aber von dem Schweigen, das hier herrschte, wurden sie so eingeschüchtert, daß sie wieder verschwanden. Dieser Schwebeszustand und die Lähmung meines Denkvermögens begannen mir Höllenqualen zu bereiten. In der Hoffnung, daß die Schönheit der Natur meinen Geist Hesänftigen und Balsam für meinen glühenden Kopf sein könnte, wandte ich meine Aufmerksamkeit durch die Gitterstäbe meiner Zelle nach draußen; aber wie lange kann der Mensch in solch einer Situation Trost finden angesichts eines einzigen Baumes, eines bißchen blauen Himmels und eines düsteren Gefängnisses? Ich schaute auf die Mauer: Der Anblick dieser toten weißen Fläche stürzte mich in eine noch schlimmere Hoffnungslosigkeit, und mein Gehirn, in dem entsetzlichen Bewußtsein, eingesperrt zu sein, fing an, sich in seinem Käfig zu winden. Ich setzte mich hin, um zu meditieren, aber vergebens. Die intensive, aber nutzlose Anspannung entkräftete mich noch mehr, und mein Geist, von der Anstrengung erschöpft, fühlte sich in totale Ohnmacht versetzt.

Später schaute ich mich dann um. Da sah ich auf dem Boden meiner Zelle ein paar große schwarze Ameisen emsig um ein Loch im Boden rennen. Ich brachte einige Zeit damit zu, ihre geschäftigen Manöver zu beobachten. Später entdeckte ich dann nicht weit von ihnen eine Kolonne kleiner roter Ameisen. Die schwarzen griffen sie an und begannen sie umzubringen. Ich empfand Mitleid mit diesen armen roten Ameisen und versuchte, sie vor dem Massaker zu retten, indem ich die schwarzen verjagte. Endlich hatte ich etwas zu tun, worüber ich auch nachdenken konnte. So vergingen einige Tage mit der Rettung von Ameisen, aber dann war das Spiel beendet und ich wußte wieder nicht, womit ich diese endlosen Tage ausfüllen konnte.

Ich versuchte, vernünftig zu sein, zwang mich nachzudenken, aber die Tage vergingen und mein Geist fing an, zu rebellieren und seine Not hinauszuschreien. Auf die Folter gespannt durch die grausam auf ihm lastende Zeit, die ihn in ihrem Schraubstock zermalmte, vergleichbar jemandem, der im Traum von einem Feinde angegriffen wird und nahe daran ist, erdrosselt zu werden, weil er unfähig ist, Arme und Beine zu bewegen, hatte er nicht einmal mehr die Kraft zu seufzen. Dieser Zustand erstaunte mich. Sicherlich bin ich niemals gern müßig gewesen, aber sehr oft doch dank meiner Zurückgezogenheit in Gedanken versunken. War mein Geist so schwach geworden, daß ein paar Tage Isolierung ihn dermaßen verwirren konnten? Zweifellos liegen Welten zwischen freiwilliger und erzwungener Einsamkeit, überlegte ich. Allein zu Hause zu sein, ist *eine* Sache, aber durch den Willen anderer zu Abgeschiedenheit verdammt zu sein, eine sehr viel andere. Zuhause kann man nach Wunsch Zuflucht zu der Gesellschaft seinesgleichen nehmen, zu Büchern mit all der Schönheit ihrer Sprache und dem Wissen, das sie vermitteln, zu der lieben Stimme der Freunde und der Unterhaltung mit ihnen, dem Lärm der Straße, den mancherlei Schauspielen, die die Welt bietet: alles ist ganz nah, bereit, den Geist zu befriedigen und das Herz zu erfreuen. Im Gefängnis aber war man eisernen Gesetzen unterworfen, ein Sklave fremden Willens, jeglichen Kontaktes beraubt.

Ein Sprichwort sagt, daß nur ein Gott oder ein Tier Einsamkeit ertragen könne, weil die erforderliche Selbstbeherrschung dem Men-

schen nicht gegeben sei. Früher konnte ich das nicht glauben, aber jetzt begriff ich seine ganze Wahrheit. Es steht fest, daß diese Meisterschaft nicht einmal von jemandem, der einer yogischen Disziplin folgt, leicht zu erringen war. Ich erinnere mich an das tragische Ende des italienischen Königsmörders Bresci. Anstatt ihn hinzurichten, hatten die grausamen Richter ihn zu sieben Jahren Einzelhaft verurteilt. Innerhalb eines Jahres war er wahnsinnig geworden. Immerhin hatte er die Einsamkeit so lange ertragen. War meine Geisteskraft geringer? Ich konnte damals nicht begreifen, daß Gott mit mir spielte und mir - ganz spielerisch - ein paar notwendige Lektionen erteilte.

Zunächst zeigte Er mir, durch welchen mentalen Prozeß der zu Einzelhaft Verdammte in Wahnsinn fällt; so brachte Er mich dazu, mir der unmenschlichen Grausamkeit dieser Art Einkerkering bewußt zu werden und machte mich zum leidenschaftlichen Gegner des westlichen Strafvollzugs. Ich würde nun alles daransetzen, im Rahmen meiner Möglichkeiten die Verantwortlichen in Indien wie in der Welt von dieser Barbarei abzubringen und zu einer milderen Form des Strafvollzuges zu veranlassen.

Ich erinnerte mich, daß ich nach meiner Rückkehr aus England vor 15 Jahren angefangen hatte, in Bombay in der Zeitschrift *Indu Prakash* eine Serie heftiger Artikel gegen die Bittschriftenmethode des Kongresses zu schreiben. Als der inzwischen verstorbene Govinda Ranade* bemerkte, welchen Einfluß diese Artikel auf die Jugend hatten, versuchte er, sie zu stoppen. Gleich bei unserer ersten Unterredung ermahnte er mich eine halbe Stunde lang, auf sie zu verzichten und, um mich davon abzubringen, riet er mir, eine andere Arbeit für den Kongreß zu übernehmen, und zwar wünschte er, daß ich mich mit der Reform des Strafvollzugs beschäftige. Dieser unerwartete Vorschlag überraschte mich ebensowohl wie er mir mißfiel, und ich lehnte ab. Damals ahnte ich nicht, daß dies ein Hinweis auf eine ferne Zukunft war und daß der Herr selbst mich eines Tages für ein Jahr ins Gefängnis bringen und so die Grausamkeit und Sinnlosigkeit des herrschenden Systems sowie die Dringlichkeit einer Reform erkennen lassen würde. Mir war jedoch klar, daß in der derzeitigen politischen Situation kaum irgendeine Verbesserung in dieser

Hinsicht zu erwarten war; aber in meiner Zelle verpflichtete ich mich vor meinem Gewissen, mich dafür einzusetzen, daß Indien diese Bürde einer fremden Zivilisation abwerfen müsse, wenn es erst einmal frei über sich selbst würde bestimmen können.

Dann begriff ich auch die zweite Absicht des Herrn: Indem Er mir die Schwäche meines Geistes vor Augen brachte, wollte Er, daß ich mich für immer davon befreite, denn wer die Stufe eines Yogi erreichen will, muß gleichmütigen Herzens sowohl absolute Einsamkeit wie auch das Leben in der Gemeinschaft willkommen heißen. Innerhalb von ein paar Tagen fiel diese Schwäche von mir ab, und heute scheint mir, daß selbst 20 Jahre Einsamkeit mich nicht erschüttern könnten. So läßt der Allgütige aus dem Schlimmsten das Beste entstehen.

Außerdem wollte Er mir beweisen - und das war Seine dritte Lektion -, daß ich in meinem Yoga nichts durch eigene Anstrengung erreichen konnte, sondern nur unbegrenzter Glaube und totale Selbsthingabe zur Realisation führt. Ich sollte mich einzig darum bemühen, die Kraft, die Freude und die Realisation, die Gott mir in Seiner Gnade gewährte, allein für das göttliche Werk empfangen und nutzen zu lernen. Ab dem Tage, an dem sich die Finsternis meiner Unwissenheit zu lichten begann, schien mir alles Geschehen in der Welt die eigentliche wunderbare und unendliche Güte Gottes auszudrücken. Es gibt kaum ein Ereignis, sei es groß, klein oder sogar unbedeutend, aus dem nicht etwas Gutes erwächst. Wie oft erlaubt Ihm eine einzige Handlung, mehrere Absichten zu verwirklichen, und wie oft sehen wir in der Welt nur das Wirken einer blinden Macht! Wir nennen die Prozesse der Natur verschwenderisch, verneinen Gottes Allmacht und klagen die göttliche Intelligenz der Ungerechtigkeit an. Aber die göttliche Allmacht handelt niemals blind; Gott verschwendet nicht einen Deut Seiner Macht, wohl aber übersteigt die Meisterschaft, mit der Er durch ein Minimum an Mitteln ein Maximum an Resultaten erzielt, die menschliche Vorstellungskraft.

Einige Tage gingen hin, an denen mich diese mentale Apathie quälte. Eines Nachmittags, als ich nachzudenken versuchte, begannen die Gedanken wieder zu strömen, wurden aber plötzlich so konfus

und zusammenhanglos, daß ich glaubte, die Kontrolle zu verlieren. Als dann wieder alles normal wurde und ich mich an das Geschehene erinnerte, stellte ich fest, daß mein Verstand keinen einzigen Augenblick ausgeschaltet noch verstört gewesen war, obwohl seine Kontrolle über das Denken für einen Moment ausgelöscht war; vielmehr schien er dieses erstaunliche mentale Phänomen ruhig beobachtet zu haben. In jenem Moment aber war ich mir darüber nicht im klaren. Entsetzt von der Vorstellung, verrückt zu werden, flehte ich inbrünstig zu Gott, mich vor dem Wahnsinn zu bewahren. Im gleichen Augenblick durchdrang eine wohltuende Frische mein Gemüt und bezähmte das Feuer, das mich verzehrte. Danach breitete sich ein Gefühl von Leichtigkeit, Friede, höchstem Wohlbefinden, ja einer Seligkeit in mir aus, wie ich sie in meinem bisherigen Leben noch nicht erfahren hatte. Von nun an ruhte ich ohne Furcht in den Armen der Weltenmutter, so wie ein Kind vertrauensvoll an der Brust seiner Mutter schläft.

An diesem Tage endeten meine Qualen. Später ist es mir noch manches Mal hart gewesen, mich so eingekerkert zu fühlen, Einsamkeit und Untätigkeit haben mich oft bedrückt; auch von körperlichen Schmerzen und Krankheit bin ich nicht verschont geblieben und auch Durststrecken mußte ich im Laufe meines Yoga durchqueren, aber dank der inneren Kraft, die Gott mir an diesem Tage plötzlich geschenkt hatte, gingen all diese Leiden an mir vorüber, ohne Spuren in mir zu hinterlassen. Meinem erleuchteten Verstand gelang es, sie zurückzuweisen; und so fand er Kraft und Freude sogar mitten im Leiden. Die Qualen glitten von mir ab wie Wassertropfen von einem Lotosblatt. Und als dann die Bücher kamen, um die ich gebeten hatte, waren sie gar nicht mehr so notwendig, ich hätte sogar ohne sie durchhalten können.

Wenn auch das Thema dieser Artikel nicht die Geschichte meines inneren Lebens sein soll, möchte ich diese Erfahrungen doch erwähnen, weil sie verständlich machen, wieso ich meine Einzelhaft in Freude verbringen konnte. Zweifellos hat Gott mir deshalb diese Prüfungen geschickt. Er bewirkte, daß der schrittweise Prozeß des Verrücktwerdens sich in meinem Geiste wie in einem Theaterstück ab-

spielte, aber er bewahrte mich vor dem Wahnsinn und erlaubte meiner Vernunft, gelassener Beobachter dieses Dramas zu bleiben. Diese Erfahrung machte mich stärker, und meine Sympathie für die Opfer menschlicher Grausamkeit und mein Mitleid mit ihnen wurde noch intensiver.

Gleichzeitig erkannte ich die außerordentliche Macht und Wirkung des Gebetes.

V. Die Eröffnung des Verfahrens

Später kamen Dr. Daly und der stellvertretende Direktor fast täglich in meine Zelle, um sich mit mir zu unterhalten. Ich weiß nicht, warum ich schon von Anfang an ihre Sympathie gewonnen und ihre besondere Aufmerksamkeit auf mich gezogen hatte. Ich sprach wenig und begnügte mich damit, ihre Fragen zu beantworten. Wenn sie ein Thema anschnitten, hörte ich zu oder schwieg nach ein paar Bemerkungen. Trotzdem besuchten sie mich weiter. Eines Tages sagte Dr. Daly zu mir:

»Der Vizedirektor und ich wollen beim Chef die Erlaubnis einholen, daß Sie morgens und nachmittags vor den Zellen spazieren gehen dürfen. Ich möchte Sie nicht die ganze Zeit in dieser Zelle eingeschlossen sehen. Es ist schlecht für Körper und Geist.«

Von da an konnte ich mich unter freiem Himmel bewegen; nachmittags ging ich für 10, 15 oder 20 Minuten spazieren, aber morgens blieb ich etwa eine Stunde lang draußen, manchmal sogar zwei. Es gab keine genaue Zeitbegrenzung für diese Ausgänge, und ich schätzte sie sehr. Mein kleines Königreich war auf der einen Seite von den Gefängnis-Werkstätten, auf der anderen von den Ställen begrenzt. Von den Werkstätten zu den Ställen, von den Ställen zu den Werkstätten hin und her gehend, rezitierte ich die zeitlos machtvollen Verse der Upanischaden und entdeckte in ihrer Tiefe eine Quelle des Lichtes und der Kraft. Oder ich beobachtete das Kommen und Gehen der Gefangenen und ihre Aktivitäten und versuchte, mir mit Hilfe des Mantras *sarvam khalvidam Brahma*, d. h. all das ist wahrlich Brahma, die Grundwahrheit zu vergegenwärtigen, daß Gott in allen Dingen wohnt, in den Bäumen, den Häusern und Städten, in den Menschen, Tieren und Vögeln, in den Metallen und in der Erde. Ich versuchte, mich durch Wiederholen dieses Mantras von dieser Wirklichkeit hinsichtlich aller Dinge durchdringen zu lassen.

Und nach und nach hörte das Gefängnis in meiner Vorstellung auf, ein Gefängnis zu sein. Diese hohe Mauer, diese Eisengitter, diese weiße Wand, dieser Baum, dessen bläuliche Blätter in den Sonnenstrahlen aufleuchteten, all diese gewöhnlichen Dinge schienen mir nicht mehr unbeseelt oder gefühllos zu sein, sondern voller Leben und durch ein alles erfüllendes Bewußtsein beseelt, und ich hatte das Gefühl, daß alle mich liebten und umarmen wollten. Menschen, Kühe, Ameisen bewegten sich um mich herum, Vögel flogen an mir vorbei, sangen, kurz: spielten das Spiel der Natur; in meinem Innern aber weilte reiner, weiter, gelassener Geist, eingetaucht in friedvolle Seligkeit. Manchmal schien es mir, als stehe Gott selbst unter dem Baum und spiele die Flöte, seine Freudenflöte, und mein Herz fühlte sich von ihren süßen Melodien unwiderstehlich angezogen. Ich hatte immer das Gefühl, umarmt und an seiner Brust geborgen zu sein. Und sowie sich dieser Seelenzustand in mir entwickelte, überwältigte mich ein unermeßlicher, unaussprechlicher, ein reiner Friede, der Besitz von mir ergriff.

Die Kruste, die mein Herz umschlossen hatte, barst und ließ einen Strom von Liebe zu aller Kreatur hervorquellen. Gleichzeitig begannen seelische Qualitäten wie Güte, Erbarmen und Gewaltlosigkeit in mir aufzublühen und meine eher von Rajas* geprägte Natur zu beherrschen. Und je mehr sie sich entfalteten, desto mehr wuchs die Freude und vertiefte sich der unerschütterliche Friede. Die Unruhe wegen des Prozesses war schon zu Anfang verschwunden, jetzt empfand ich im Gegenteil, daß Gott es war, Der mich - zu meinem Besten - in Seiner Allgüte in dieses Gefängnis gebracht hatte. Ich würde freigesprochen und entlassen werden, dessen war ich ganz sicher. Und von diesem Tage an litt ich nicht mehr unter meiner Gefangenschaft.

Während dieser Friede mich ergriff, wurde das Verfahren bei Gericht eröffnet. Anfangs war ich stark erschüttert, als ich mich aus der Stille der Haft plötzlich in das lärmende Geschrei der Außenwelt geworfen fand, und das Gleichgewicht meiner Sadhana* war in Frage gestellt. Mein Verstand weigerte sich, fünf Stunden lang den absurden und langweiligen Debatten zuzuhören. Zunächst bemühte ich

mich, meine spirituelle Disziplin im Gerichtssaal aufrechtzuerhalten, aber die entwöhnten Sinne wurden von allem, was ich sah und hörte, angezogen, so daß meine Anstrengungen inmitten dieses Tumults erfolglos blieben. Später änderte sich das, und ich lernte, mich von dem Schauspiel unter meinen Augen und der Unruhe meiner Umgebung loszureißen und meine ganze Konzentrationskraft nach innen zu lenken. In den ersten Prozeßtagen gelang mir das allerdings nicht, weil ich noch zu keiner wirklichen Konzentration fähig war; deshalb gab ich meine vergeblichen Versuche auf und schaute mich um; wenn es mir dann und wann gelang, Gott in allen Geschöpfen zu erkennen, war ich glücklich. In der übrigen Zeit beobachtete ich meine Leidensgenossen, ihr Verhalten und ihr Mienenspiel, hörte ihren Unterhaltungen zu oder dachte auch an andere Dinge.

Manchmal aber lauschte ich auch den Zeugenaussagen und den sicherlich kostbaren Bemerkungen Mr. Nortons. Mir wurde bewußt, daß es mir leicht, ja sogar angenehm geworden war, meine Zeit in der Einsamkeit der Zelle zu verbringen, nicht dagegen inmitten der Menge und dieses Spiels um Leben und Tod, um das es in unserem Prozeß ging. Diese Stunden im Gerichtssaal waren von tödlicher Langeweile; allerdings war es ein Vergnügen, die Fröhlichkeit der jungen Angeklagten zu erleben, sie scherzen und lachen zu hören. Sobald es aber 16.30 Uhr läutete, stiegen wir wieder fröhlich in das Polizeiauto, das uns in das Gefängnis zurückfuhr.

Die Freude der Gefangenen, sich nach zwei Wochen Haft wiederzusehen und erneut Kontakt mit freien Menschen zu haben, kannte keine Grenzen. Kaum hatten sie in dem vergitterten Wagen Platz genommen, als eine Kaskade von Gelächter und Zurufen von jedermanns Lippen sprudelte, und dieser Strom verebbte während der zehnminütigen Fahrt keine Sekunde. In den ersten Tagen wurden wir mit allen Ehren zum Gerichtssaal eskortiert. Ein Kommando englischer Sergeanten begleitete uns, die Pistolen im Anschlag; wenn wir ins Auto stiegen, wurden wir von einer anderen Gruppe Bewaffneter eingekreist, die dem geschlossenen Wagen im Laufschrift folgte und uns bei unserer Ankunft erneut umzingelte. Angesichts solcher Umstände mußte sich ein unbefangener Beobachter fragen, was für toll-

kühne und mutige Krieger diese übermütigen Burschen wohl sein müßten, daß man sie für fähig hielt, mit nackten Händen dieses Bollwerk von Polizisten und englischen Soldaten zu durchbrechen. Zweifellos würde ihnen deshalb die Ehre einer solchen Eskorte zuteil.

Ein paar Tage lang wurde diese Zeremonie durchgehalten, danach bröckelte unsere Ehrengarde nach und nach ab, bis schließlich nur drei bis vier Polizisten übrigblieben, uns zum Gerichtssaal und wieder zum Gefängnis zurückzubringen. Wenn wir nach der Rückfahrt vom Wagen gestiegen waren, hörten sie sozusagen auf, uns zu überwachen, und wir schlenderten zu unseren Zellen wie Leute, die von einem Spaziergang heimkommen und in Freiheit ihr trautes Heim erreichen. Als der Kommissar und der Polizeinspektor diese Schlampelei bemerkten, machten sie ihr wütend ein Ende: »In den ersten Tagen gab es eine Bewachung von 25 - 30 Mann, jetzt sind es kaum noch 4 oder 5.«

Sie riefen die Wachmannschaft zur Ordnung und befahlen, die Überwachung zu verschärfen. Während der nächsten Tage zählte unsere Eskorte zwei Polizisten mehr, danach stellte sich der frühere Schlendrian wieder ein. Unser Bewachungskommando betrachtete diese »Bombenverehrer« als ein ganz harmloses Völkchen, das nicht die geringste Absicht hatte, zu fliehen, anzugreifen oder gar - wen auch immer - zu töten, weshalb sie zweifellos dachten, daß sie durch diesen Dienst wertvolle Zeit verschwendeten.

In den ersten Tagen pflegte man uns beim Betreten und beim Verlassen des Gerichtssaals zu durchsuchen, was uns das Vergnügen bescherte, von den sanften Händen der Polizisten befangert zu werden, ansonsten hat diese Visitation niemandem genützt noch geschadet. Es war ganz offensichtlich, daß unsere Bewacher der Notwendigkeit dieser Prozedur gegenüber höchst skeptisch waren, sodaß sie nach ein paar Tagen eingestellt wurde. Danach konnten wir unbehelligt alles, was wir wollten, Bücher, Brot und Zucker, mit in den Gerichtssaal bringen, zuerst heimlich, später ganz offen. Die Wachposten waren schnell davon überzeugt, daß wir nicht riskieren würden, Bomben zu werfen oder einen Revolver zu ziehen. Immerhin blieb eine gewisse Unsicherheit, die unsere Wache nicht aus ihren Köpfen

verbannen konnte, ob nicht etwa einer von uns plötzlich auf die Teufelsidee kommen würde, seine Holzsandalen einem der ehrenwerten Beamten an den Kopf zu werfen. Das wäre das Ende von allem gewesen. Zweifellos deshalb war es strikt verboten, den Gerichtssaal mit Schuhen zu betreten, und diesbezüglich waren die Polizisten immer sehr auf der Hut. Ich habe hinsichtlich keiner anderen Sicherheitsmaßnahme eine vergleichbare Wachsamkeit feststellen können.

VI. Der Staatsanwalt

Der Prozeß entwickelte sich sehr merkwürdig. Richter, Staatsanwalt, Zeugen, Zeugenaussagen, Beweise, Angeklagte, alles wirkte etwas sonderbar. Tag für Tag beobachtete ich die ununterbrochene Prozession der Zeugen, die Masse der Beweisstücke*, das Mienenspiel des Staatsanwaltes, den Mangel an Gewissenhaftigkeit, die Aufwiegelung, das infantile Benehmen der hohen Beamten und die erstaunliche Haltung der Angeklagten, und angesichts dieses Spektakels hatte ich oft das Gefühl, daß wir uns eher auf einer Bühne oder im Königreich einer erdichteten, irgendwie imaginären Welt befanden als in einem englischen Gerichtssaal. Lassen Sie mich kurz die sonderbaren Bewohner dieses Königreiches beschreiben.

Der Staatsanwalt der Krone, Mr. Norton, spielte die Hauptrolle in diesem Schauspiel. Er war nicht nur der Hauptdarsteller, sondern auch der Autor des Stückes, der Regisseur und sogar - für die Zeugen - der Souffleur, kurz: ein Universal-Genie, wie man es selten trifft. Mr. Norton kam aus Madras, was erklärte, daß er die Umgangsformen und Praktiken der bengalischen Anwälte nicht kannte. Andererseits war er früher einmal einer der Führer des Nationalkongresses gewesen und deshalb vielleicht unfähig, auch nur den geringsten Widerspruch zu ertragen. Ich weiß nicht, ob Mr. Norton der »Löwe des Stadtrates von Madras« gewesen ist, zweifellos aber war er der Löwe des Alipur-Gerichtshofes. Wer immer sich ihm widersetzte, wurde sogleich bestraft, wie das der Natur des Löwen entspricht.

Offen gesagt, war es kaum die Tiefe seiner Rechtskenntnisse, die seine Zuhörerschaft verblüffte und die ebensowenig zu finden war wie Schnee im Sommer; aber sein unversiegbarer Redefluß, seine kaskadenhaften Satzgefüge, seine verblüffende Schlagfertigkeit, seine Fähigkeit, nichtssagenden Zeugenaussagen Gewicht zu verleihen, die Verwegenheit seiner unbegründeten oder schlecht begründeten Behauptungen, sein Talent einzuschüchtern und die Art der Faszination,

die er auf jüngere Anwälte ausübte, bis sie weiß für schwarz hielten, mit einem Wort, sein unvergleichliches rednerisches Talent mußte sein Auditorium faszinieren.

Es gibt drei Kategorien hervorragender Anwälte: zunächst jene, die durch ihre Rechtskenntnisse, die Klarheit ihres Vortrags und den Scharfsinn ihrer Analysen den Richter beeinflussen können; dann diejenigen, denen es durch List gelingt, aus den Zeugen die Wahrheit herauszupressen und die Geschworenen wie auch die Richter durch ihre Geschicklichkeit, mit der sie die Tatsachen präsentieren und die strittigen Punkte beleuchten, zu ihrer Ansicht zu bekehren; und schließlich diejenigen, die durch ihren Wortschwall und ihre Redegewandtheit nicht nur die Zeugen verwirren, durch Drohungen terrorisieren, ganz nach Herzenslust aus dem Konzept bringen, sondern auch Richter und Geschworene aus der Fassung bringen und den Prozeß einfach deshalb gewinnen, weil sie anmaßend auftreten.

Mr. Norton gehörte zweifellos dieser dritten Kategorie an, was durchaus nicht verwerflich ist. Der Anwalt muß seine Pflicht tun, dafür wird er bezahlt und daran gemessen, wie er seinen Klienten befriedigt. Nun ist im britischen Rechtssystem weder die Verteidigung noch die Anklage daran interessiert, im Laufe des Prozesses die Wahrheit herauszufinden, sondern daran, den Prozeß zu gewinnen, gleichgültig wodurch. Also muß der Anwalt, wenn er seine Pflicht nicht vernachlässigen will, dieses Ziel verfolgen. Und wenn Gott einen nicht mit außergewöhnlichen Fähigkeiten ausgestattet hat, muß man sich jener bedienen, die man besitzt, und sie bis zum äußersten nutzen, um zu siegen, koste es, was es wolle. Insofern erfüllte Mr. Norton absolut seine Pflicht. Der Staat zahlte ihm pro Tag 1000 Rupien, und wenn sich diese Ausgabe nicht bezahlt machte, würde der Fiskus geschädigt; also setzte sich Mr. Norton mit Leib und Seele dafür ein, daß dem Staat kein Schaden erwüchse.

Wenn es sich allerdings um einen politischen Prozeß handelt, dann sieht das englische Strafgesetzbuch gewisse Rücksichten gegenüber den Angeklagten vor, verpflichtet sich zu einer liberalen Haltung ihnen gegenüber und empfiehlt, simple Vermutungen oder zweifelhafte Beweise nicht gegen sie zu verwenden. Wenn Mr. Norton sich dieses

Artikels im Gesetzbuch erinnert hätte, würde das dem Prozeß meines Erachtens nicht geschadet haben; vielmehr wäre ein paar Unschuldigen die Folter der Einzelhaft erspart geblieben, und das Leben eines so harmlosen Menschen wie Ashok Nandi hätte gerettet werden können.

Die Löwennatur Mr. Nortons war zweifellos die Wurzel allen Übels. So wie Plutarch, Holinshed und Hall* Shakespeare mit dem Material für seine Geschichtsdramen versorgt hatten, so verschaffte die Polizei dem Shakespeare unserer Tragikomödie das Material für unseren Prozeß. Da war nur ein kleiner Unterschied zwischen Shakespeare und Mr. Norton: Shakespeare hätte dann und wann etwas von dem Material aussortiert, Mr. Norton ließ nichts aus, ob es echt oder unecht, wahr oder falsch, überzeugend oder belanglos, relevant oder irrelevant war, er benutzte alles, was ihm in die Hände fiel. Darüber hinaus fabrizierte er aus einer Menge Hypothesen, Schlußfolgerungen und Eingebungen, die alle seiner eigenen Phantasia entsprungen waren, eine so vollkommene Intrige, daß selbst Shakespeare, Defoe und die größten Dichter und Romanciers hätten zugeben müssen, von diesem Meister seiner Art übertroffen worden zu sein

Ein Kritiker könnte sich versucht fühlen, diese Intrige, die eine Unze Beweise mit Tonnen von Hypothesen vermengte, mit der Hotelrechnung Falstaffs zu vergleichen, die nur ein paar Krümel Brot, dafür aber Gallonen von Wein auswies. Doch selbst dieser Kritiker hätte gleichwohl nicht umhin gekonnt, die Struktur und die Eleganz der Komposition zu loben.

Es verursachte mir großes Vergnügen, von Mr. Norton zum Helden seines Stücks erkoren worden zu sein. Wie Satan in Miltons »Verlorenem Paradies« spielte ich in Mr. Nortons Intrige den kühnen, üblen Burschen von ungewöhnlichem Scharfsinn; zu allem fähig, war ich der Mittelpunkt der großangelegten Rebellion, die seiner Vorstellung entsprungen war. Ich war das Alpha und Omega der nationalen Bewegung, ihr Schöpfer und Erhalter, der sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Fundamente des britischen Empire zu untergraben.

Sobald ihm ein Schriftstück in tadellosem, kühnem Englisch vorgelegt wurde, sprang er auf und verkündete laut:

»Aurobindo Ghose!«

Alles, was in der Bewegung nach Organisation aussah, erlaubter oder unerlaubter, alle vorhergesehenen und unverhofften Ereignisse, alles war für ihn das Werk Aurobindo Ghoses; hinter jeder Aktion aber, so legitim sie auch scheinen mochte, wenn sie das Werk Aurobindo Ghoses war, mußte ganz bestimmt irgendeine unlautere Absicht stecken. Zweifellos war er davon überzeugt, daß England seine Herrschaft über Britisch-Indien innerhalb von zwei Jahren verloren hätte, wäre ich nicht gefangengenommen worden. Außer sich vor Freude, wenn er meinen Namen auf irgendeinem Papierschnitzel entdeckte, beeilte er sich dann, diesen unschätzbaren Beweis zu den geheiligten Füßen unseres Richters zu deponieren. Wirklich schade, daß ich kein Avatar bin, sonst würde Norton sicherlich dank seiner unaufhörlichen Konzentration auf meine Person und seiner Hingabe an sie Befreiung (*mukti*) erlangt haben, und die Staatsausgaben wie auch die Dauer unserer Gefangenschaft hätten damit reduziert werden können.

Als im Laufe der Verhandlungen der Beweis meiner Unschuld erbracht worden war, fand sich Mr. Nortons Intrige all ihrer Pracht und Schönheit beraubt. Indern unser Richter Beachcroft, der gute Dinge offensichtlich nicht zu schätzen wußte, Hamlet aus der »Hamlet-Tragödie« strich, verpfuschte er den größten literarischen Wurf des 20. Jahrhunderts. Aber leider muß man mit einem solchen Resultat rechnen, sobald man der Kritik das Recht einräumt, an einem literarischen Werk Veränderungen vorzunehmen.

Mr. Norton hatte noch einen weiteren Grund, verbittert zu sein, waren bestimmte Zeugen doch einfach zu prosaisch; sie weigerten sich kategorisch, ihre Zeugenaussagen auf die Intrige abzustimmen, die er fabriziert hatte. Er pflegte dann vor Zorn zu erröten und den Herzen dieser Unglücklichen mit seinem Löwengebrüll Angst und Schrecken einzujagen. Aber war dieser gerechte und unbezwingbare Groll nicht der gleiche, den ein Dichter mit gutem Recht empfindet, wenn man seinen Text verändert, oder ein Regisseur, wenn Gestik,

Stimme und Vortrag des Schauspielers nicht seinen Anweisungen entsprachen?

Derselbe heilige Zorn war auch die Ursache für seine heftigen Wortwechsel mit Rechtsanwalt Bhuban Chatterji. Ich bin noch nie jemandem begegnet, der derart wenig Sinn für künstlerische Auftritte gehabt hätte wie dieser Anwalt. Wenn Mr. Norton sich, einfach um der poetischen Wirkung willen, über den Unterschied zwischen prozeßrelevantem und -irrelevantem hinwegsetzte, um irgendeinen Beweis zu untermauern, dann pflegte Mr. Chatterji unweigerlich aufzustehen, Einspruch zu erheben und die Beweisführung als unzulässig zu bezeichnen. Er konnte nicht begreifen, daß Mr. Norton eine Zeugenaussage aufgriff, nicht etwa, weil sie in sich beweiskräftig gewesen wäre, sondern weil sie in sein eigenes Konzept paßte. Solch ein Spielverderber brachte nicht nur Mr. Norton, sondern auch Mr. Birley auf.

Eines Tages wandte er sich in pathetischem Tonfall an Mr. Chatterji: »Mr. Chatterji, alles lief wunderbar, bis Sie auftauchten.« Und alles, was recht ist, ein Drama kann sich natürlich nicht entfalten, wenn jemand während der Vorstellung bei jedem Wort Einspruch erhebt, der ganze Zauber ist ja dann hin.

Wenn Mr. Norton der Autor des Stückes war, sein Hauptdarsteller und sein Regisseur, dann konnte man Mr. Birley als seinen Produzenten bezeichnen. Er war schottischer Abstammung und machte seinem Volksstamm alle Ehre. Seine Erscheinung war genau das, was man sich unter einem Schotten vorstellt: Er war sehr hellhäutig, sehr groß, sehr dünn. Wenn man den kleinen Kopf auf diesem baumlangen Kerl sah, stellte man sich sogleich einen kleinen Ochterlony* auf der himmelküssenden Säule vor, die man ihm errichtet hatte, oder eine reife Kokosnuß, mit der man den Obelisk der Kleopatra gekrönt hätte. Sein Haar war rotblond, und sein Gesicht schien noch von der eisigen Kälte Schottlands erstarrt zu sein. Wenn man die Ökonomie der Natur nicht anzweifeln wollte, dann gehörte es sich doch, daß ein Mensch von solch übermäßiger Länge auch über eine entsprechende Intelligenz verfügte. In dieser Hinsicht aber schien die Göttin Natur, Birley betreffend, leider ein wenig sorglos oder irgendwie abwesend

gewesen zu sein. Der englische Poet Marlowe hat diese Art Ökonomie der Natur als »unendlichen Reichtum auf kleinem Raum« bezeichnet; wenn man aber Birley sah, dann empfand man das Gegenteil: Hier war unendlicher Raum für kleinen Reichtum. Es war peinlich, so geringer Intelligenz in einem so großen Körper zu begegnen, und der Gedanke, daß ein paar Beamte seines Kalibers 300 Millionen Inder beherrschen konnten, nötigte einem tiefen Respekt vor der Überlegenheit Englands und der Wirksamkeit seiner Verwaltungsmethoden ab.

Mr. Birleys Kompetenz enthüllte sich deutlich im Laufe des Kreuzverhörs, das Shrijut Byomkesh Chakravarty durchführte. Als dieser ihn fragte, wann der Fall in seine erhabenen Hände gelegt und wie die Untersuchung durchgeführt worden sei, wurde Birley schwindlig. Trotz jahrelanger Erfahrung als Verwaltungsbeamter blieb er die Antwort schuldig und versuchte, sich aus der Affäre zu ziehen, indem er die Lösung dieses Problems Mr. Chakravarty überließ. Ja, wann wurde dieser Fall eigentlich Mr. Birley überantwortet? Die Frage gehört zu den Rätseln dieses Prozesses. Die pathetischen Appelle, die ich schon erwähnte, die er an Mr. Chatterji richtete, geben einen Eindruck von seiner Prozeßführung. Mr. Norton schien ihn durch die Magie seiner Eloquenz und den Umfang seines Wissens verzaubert zu haben. Birley folgte immerzu bescheiden dem Weg, den Mr. Norton aufzeigte, sagte zu jeder seiner Äußerungen ja und amen, lachte, wenn Mr. Norton lachte, brauste auf, wenn Mr. Norton aufbrauste. Angesichts eines so einfältigen, kindischen Verhaltens wurde man manchmal von ganz väterlichen Gefühlen ergriffen, denn Birley benahm sich tatsächlich wie ein kleiner Junge. Es fiel uns schwer, ihn uns als Richter vorzustellen, er machte vielmehr den Eindruck eines Schülers, der plötzlich zum Hilfslehrer bestellt worden war und sich an den Schreibtisch seines Lehrers hat setzen müssen: genauso führte er die Verhandlungen.

Wenn sich jemand unangemessen ihm gegenüber benahm, bestrafte er ihn wie ein Schulmeister. Wenn einige unter uns aus Langeweile über diese Komödie ein Gespräch begannen, tadelte er sie wie undisziplinierte Schüler. Wenn sie sich taub stellten, befahl er

ihnen, sich zu erheben und stehenzubleiben, und wenn sie nicht sofort Folge leisteten, nahm er Zuflucht zu den diensthabenden Wachen. Wir waren an seine schulmeisterliche Art so sehr gewöhnt, daß wir, als Birley und Chatterji anfangen, sich zu streiten, jeden Moment erwarteten, daß auch dem Anwalt befohlen würde, stehenzubleiben. Aber Mr. Birley belegte ihn mit der entgegengesetzten Strafe.

»Setzen Sie sich, Mr. Chatterji!« brüllte er und verwies dieses üble Element, das neu in der Schule von Alipur aufgetaucht war, auf seinen Platz. Und wenn der Anwalt im Laufe der Debatte Einspruch erhob, befahl Birley ihm zu schweigen, wie ein Hilfslehrer einem Schüler, der ihm zu viele Fragen stellt.

Manche Zeugen konnten Norton wütend machen. Wenn er beweisen wollte, daß ein bestimmtes Schriftstück die Handschrift eines bestimmten Angeklagten aufweise, und der Zeuge herumstotterte: »Nein, das ist überhaupt nicht dieselbe Handschrift, andererseits - vielleicht ist sie's..., obwohl... es ist schwer zu sagen.« (viele Zeugen äußerten sich auf diese Weise), dann konnte Mr. Norton sich nicht mehr zurückhalten. Knurrend, brüllend, drohend bemühte er sich mit allen Mitteln, die gewünschte Bestätigung zu bekommen, bis er dann schließlich verzweifelt fragte: »Aber Sie haben doch wohl eine Meinung, ist sie's nun, ja oder nein?«

Doch der Zeuge konnte weder ja noch nein sagen. Jedesmal wiederholte er, in seiner Unschlüssigkeit unverändert, die gleichen Antworten und bemühte sich, Norton begreiflich zu machen, daß er gar keine Meinung habe; und dabei blieb er, schwebend zwischen pro und contra. Doch Norton ließ diesen Mangel an Präzision nicht zu. Immer wieder schoß die gefürchtete Frage wie ein Donnerschlag auf das Haupt des Zeugen nieder: »Na los, Sir, kommen Sie, was meinen Sie?« Und angesteckt von der Raserei Nortons brüllte Mr. Birley von seinem Hochsitz herunter: »Taumar bisswash ki atché?« [*Wie ist Ihre Meinung*]

Der arme Zeuge war zwischen zwei Feuer geraten. Er hatte überhaupt keine »bisswash«, aber auf seiner einen Seite befand sich der Richter, auf der anderen Norton; alle beide stürzten sich, in der vergeblichen Anstrengung, eine unerreichbare und kostbare »bisswash«

aus ihm herauszupressen, wie hungrige Tiger auf ihre Beute: es war nichts als wildes Gebrüll auf beiden Seiten. Denn meistens materialisierte sich keine »bisswash«, und der Zeuge, dieser Querkopf, konnte schließlich, schweißgebadet zwar, aber wohlbehalten die Folterkammer verlassen. Eine große Anzahl von Zeugen aber, die von ihrer Sicherheit mehr hielt als von ihrer »Meinung«, legte eine falsche »bisswash« zu den so verehrungswürdigen Füßen Mr. Nortons nieder, der dann hoch erfreut und besonders leutselig das Kreuzverhör beendete

Die Allianz zwischen einem Staatsanwalt wie Norton und einem Richter wie Birley verstärkte noch das Theatralische des Prozesses. Wenn auch einige der Zeugen nicht mitmachten, gab die Mehrheit Mr. Norton doch die Antworten, die er erwartete. Unter ihnen waren nur wenige vertraute Gesichter, eines oder zwei höchstens erkannten wir wieder, z. B. Mr. Devdas Karan, der unsere Langeweile zerstreute und uns bis zu Tränen zum Lachen brachte, wofür wir ihm ewig dankbar sein sollten. Im Laufe seiner Aussage hatte dieser glaubwürdige Zeuge erklärt, daß auf der Midnapur-Konferenz Surendra Banerji seine jungen Zuhörer zu Respekt vor ihren Lehrern ermahnt habe, worauf Aurobindo aufgestanden sei und gefragt habe: »Und was hat Drona* getan?«

Bei diesen Worten erreichten Mr. Nortons Ungeduld und Neugierde ihren Höhepunkt. Zweifellos glaubte er, daß Drona ein Bombenfan sei, ein Mörder von Politikern, der häufig im Maniktola-Garten auftauche oder irgendwelche Beziehungen zu dem Studententreffpunkt unterhielte. Er verlor sich in Mutmaßungen über den Sinn dieses Satzes. Möglicherweise war da ja ein Wink, den Aurobindo Ghose den Zuhörern gegeben hatte, um ihnen zu suggerieren, Surendra anstelle der Verehrung, die sie einem »Meister« schuldeten, ein paar Bomben als Huldigungsgeschenk anzubieten. In diesem Fall würde das den Prozeß erheblich erleichtern. Also wiederholte er aufgeregt: »Was hat Drona getan?« Der Zeuge war verwirrt und konnte zunächst nicht begreifen, worauf die Frage hinausging. Dann, nach fünfminütigem Hin und Her hob Mr. Karan seine Hände hoch und sagte zu Mr. Norton: »Drona? Oh, er hat so viele unglaubliche

Sachen gemacht.« Mr. Norton war keineswegs zufrieden, ihn interessierten lediglich Dronas Bomben. »Unglaubliche Sachen? Was wollen Sie damit sagen?« fragte er von neuem. »Was genau hat er getan? Gestehen Sie!«

Der Zeuge gab eine Menge Antworten, aber keine förderte das Geheimnis von Dronas Leben zutage. Norton wurde jähzornig und fing an zu brüllen. Der Zeuge fing ebenfalls an zu schreien. Daraufhin deutete ein Verteidiger lächelnd an, daß der Zeuge vielleicht selbst nicht wisse, was Drona getan habe. Bei diesen Worten explodierte Mr. Karan, tödlich beleidigt: »Was! Ich soll nicht wissen, was Drona getan hat? Ich soll wohl umsonst das Mahabharata von Anfang bis zu Ende gelesen haben?«

Eine halbe Stunde lang lieferten sich die Herren Norton und Karan eine erbitterte Schlacht um Dronas sterbliche Hülle. Alle fünf Minuten ließ Norton den Alipur-Gerichtssaal unter dem Abschluß ein und derselben Frage erzittern: »Gestehen Sie's, Herr Verleger. Was hat Drona getan?«

Anstelle einer Antwort fing er an, eine endlose Geschichte über Drona zu erzählen, der man keinerlei verlässliche Information entnehmen konnte. Der ganze Gerichtssaal hallte wider von schallendem Gelächter. Schließlich erlaubte das Mittagessen Mr. Karan, nachzudenken und sich zu beruhigen. Als er zurückkam, löste er das Problem mit der Feststellung, der arme Drona habe gar nichts getan, man habe sich eine halbe Stunde lang vergebens um die Seele des Verstorbenen gestritten, es sei Arjuna gewesen, der Drona, seinen Guru, getötet habe.

Diese falsche Beschuldigung [*nicht Arjuna, sondern Dhrishtadyumna tötete Drona*] bewahrte Drona davor, im Bombenattentats-Prozeß auf der Anklagebank des Alipur-Gerichtshofes erscheinen zu müssen, sodaß er zweifellos Shiwa, dem ewig Barmherzigen auf dem Kailash*, Dank abstattete wegen dieser Zeugenaussage Mr. Karans. Ein ungeschicktes Wort des Herrn Verlegers, und der Beweis wäre erbracht gewesen, daß Drona gemeinsame Sache mit Aurobindo Ghose gemacht hätte. Doch Shiwa in seiner Allbarmherzigkeit hat ihn davor bewahrt.

VII. Die Zeugen

Es gab dreierlei Zeugen in diesem Prozeß: Die Polizisten und Geheimdienst-Leute, die einfachen Leute aus dem Volke oder aus dem Mittelstand, die trotz eigener Vergehen mit der Polizei auf gutem Fuße standen, und dann solche, die etwas angestellt hatten, gegen ihren Willen vor Gericht zitiert worden waren, und nicht das Wohlwollen der Polizei besaßen. Und jeder legte Zeugnis ab entsprechend seiner Zugehörigkeit zu einer dieser Gruppen.

Die Herren von der Polizei sagten unbekümmert ihr einstudiertes Sprüchlein auf, erkannten unfehlbar alle, die erkannt werden mußten, ohne im geringsten zu zögern, ohne den mindesten Zweifel. Die Freunde der Polizei machten ihre Aussage mit bemerkenswerter Beflissenheit, sie identifizierten, wer identifiziert werden sollte, in ihrem Übereifer oft genug den falschen. Die gegen ihren Willen angeschleppt worden waren, sagten, was sie wußten, was für Norton aber zu wenig war, als daß er damit zufrieden gewesen wäre. Überzeugt, daß der Zeuge in seinem tiefsten Innern unwiderlegbare und höchst kostbare Beweise zurückhalte, versuchte er alles, ihm sein Geheimnis im Laufe eines Kreuzverhörs, das eher einem Magenauspumpen gleichkam, zu entreißen.

Die Zeugen befanden sich in der Klemme: auf der einen Seite ein brüllender Mr. Norton und ein blitzäugiger Mr. Birley, auf der anderen Seite die Sünde, einen Landsmann durch falsche Zeugenaussage in die Verbannung auf die Andamanen-Inseln zu schicken. Wem sollte man gefallen, Gott oder Norton und Birley? Das Dilemma, in dem sich der Zeuge befand, hieß: vorübergehende Angst vor dem Zorn der Menschen oder selbstverschuldete Höllenpein und die Plagen zukünftiger Wiedergeburten. Aber Hölle und nächstes Leben lagen noch in weiter Ferne, sagte sich mancher, während die Gefahr, die ihm durch seine Mitmenschen drohte, ihn von einem Moment zum anderen verschlingen konnte.

Zu dem Abscheu vor dem falschen Zeugnis kam für einige noch die Angst, anschließend selbst wegen Falschaussage angeklagt zu werden (wofür es nicht wenige Beispiele gab), deshalb stellte die Zeit im Zeugenstand für diese Befragten eine fürchterliche Prüfung dar. Wenn dann das Kreuzverhör mit seiner Qual schließlich beendet war, kehrten sie nach und nach ins Leben zurück. Andere indessen machten beherzt ihre Aussage, unbeeindruckt von Nortons Verwünschungen, worauf der englische Staatsanwalt, nach englischer Art, sogleich milder wurde. Wieviele Zeugen so auch kamen und gingen und wie vielerlei Aussagen sie auch machten, keine einzige half der Polizei weiter. Einer sagte sogar geradeheraus: »Ich weiß überhaupt nichts und verstehe nicht, warum die Polizei mich hierhergeschleppt hat.«

Vielleicht kann man sich nur in Indien erlauben, einen Prozeß in dieser Art zu führen. In jedem anderen Land hätten derartige Machenschaften den Zorn der Richter geweckt und die Polizei eines besseren belehrt. Unterschiedslos und ohne Voruntersuchung Schuldige und Unschuldige auf die Anklagebank zu bringen, Hunderte willkürlich zusammengelesener Zeugen anzuschleppen, öffentliche Gelder zu verschwenden, Beschuldigte grundlos festzuhalten und ihnen damit die Leiden einer langen Gefangenschaft aufzuerlegen, all dessen kann sich die Polizei dieses Landes rühmen. Aber was konnten diese armen Polizisten schon tun? Polizisten sind sie nur dem Namen, kaum aber ihrer Befähigung nach. In ihrem Fischfang nach Zeugen konnten sie nur ein unendlich großes Netz auswerfen, in dem sie ohne Unterscheidung alle möglichen Leute einfingen, aus der Elite der Gesellschaft wie auch aus Gesindel, und sie dann auf Grund bloßer Vermutungen dem Gericht vorführen. Konnten sie vielleicht wissen, ob die nicht irgendwelche Auskünfte geben oder eventuell sogar Beweise liefern könnten?

Die Methoden der Identifizierung waren noch mysteriöser. Zunächst wurde der Zeuge befragt: »Können Sie den Verdächtigen unter diesen Leuten erkennen?« Wenn der Zeuge das bejahte, ließ Norton triumphierend die Angeklagten zur »Identifikationsparade« im Zeugenstand antreten, und der Zeuge hatte dann auf Kommando des Staatsanwaltes die Unfehlbarkeit seines Gedächtnisses zu beweisen.

Wenn er zögerte: »Ich weiß nicht, vielleicht..., ich bin nicht sicher...«, machte Norton ein langes Gesicht: »Vorwärts los; los, versuchen Sie's.« Und wenn er erklärte: »Tut mir leid; ich habe diese Leute noch nie gesehen...« oder: »ich habe nicht darauf geachtet«, ließ Norton auch dann nicht locker. Er ließ ihn die Beschuldigten prüfen, wohl in der Hoffnung, der Anblick all dieser Gesichter könne irgendwelche Erinnerungen aus vergangenen Leben wiedererwecken. Leider besaß aber der Zeuge keine derartigen yogischen Fähigkeiten, vielleicht glaubte der Bursche auch gar nicht an die Wiedergeburt. Und wenn er dann, von einem Polizisten eskortiert, die beiden Reihen der Angeklagten abschnitt, ohne sie auch nur anzusehen und dann kopfschüttelnd wiederholte: »Nein, ich erkenne niemanden«, dann holte Mr. Norton niedergeschlagen dieses Menschennetz ohne einen einzigen Fisch wieder ein.

Im Laufe dieses Prozesses erhielten wir erstaunliche Beispiele für die Schärfe und Unfehlbarkeit des menschlichen Gedächtnisses. Dreißig bis vierzig Leute standen nebeneinander; man kannte ihre Namen nicht, war ihnen kein einziges Mal begegnet, weder in diesem noch in anderen Leben, und dennoch behauptete jemand, dem einen vor zwei Monaten über den Weg gelaufen zu sein, jemand anderen niemals gesehen zu haben, oder so einen sicher an diesen drei Orten, nicht aber an jenen zwei anderen. Den da habe man mal im Zug seine Zähne putzen sehen, o ja; also blieben seine Gesichtszüge für alle Zeiten dem Gedächtnis eingepägt. Und den anderen da, wann hatte man den gesehen? Was hatte er gemacht? War er allein oder in Begleitung gewesen? Man erinnerte sich nicht daran, und doch blieb sein Gesicht für immer unvergeßlich. Hari hätten wir zehnmal treffen können, also ist es ganz normal, daß wir uns an ihn erinnern; auch wenn man Shyam kaum eine halbe Minute flüchtig gesehen hat, konnte man ihn bis zu seinem letzten Atemzug nicht vergessen, Irrtum ausgeschlossen.

Solch eine Gedächtniskraft entspricht nicht gerade der Unvollkommenheit der menschlichen Natur und ist ziemlich selten in dieser Welt der Unbewußtheit. Aber nicht nur einer oder zwei dieser erstaunlichen Jungs verfügten über solch ein wunderbares, zuverlässiges, un-

fehlbares Gedächtnis, nein, sondern alle. Unser Respekt vor dem CID* wuchs mit jedem Tag. Leider wurde diese Bewunderung im Laufe der Verhandlung arg auf die Probe gestellt; wir hatten wirklich Grund, uns mehrmals in Frage zu stellen, wenn wir z. B. erfuhren, daß laut schriftlicher Zeugenaussage Sisir Ghose im April in Bombay gewesen war, ein paar von den Polizisten ihn aber zu derselben Zeit in der Scott's Lane und der Harrison Road in Kalkutta gesehen haben wollten; wie sollten wir da nicht verunsichert sein! Unsere Verblüffung nahm aber noch mehr zu, als wir hörten, daß Birendra aus Sylhet, der sich damals in Fleisch und Blut bei seinem Vater in Baniachang befand, sich gleichzeitig woanders dem CID in okkultur Vision in seinem Subtilkörper offenbart hatte. Polizisten hatten ihn wirklich im Maniktola-Garten und in der Scott Lane gesehen, Orte, die Birendra absolut unbekannt waren, wie eine schriftliche Zeugenaussage unwiderlegbar bewies. Wer seinen Fuß niemals in die Scott Lane gesetzt hatte, konnte mit gutem Recht eine gewisse Skepsis hegen, wenn er hörte, daß die Polizei ihn dort mehrmals beobachtet habe

Ein anderes Beispiel war nicht weniger verwirrend: Ein Zeuge aus Midnapur, den die Angeklagten aus dieser Stadt als Geheimdienstmann bezeichneten, hatte behauptet, Hemchendra Sen aus Sylhet in Tamluk gesehen zu haben, wo er einen Vortrag gehalten habe. Nun hatte Hemchendra den Ort nie mit leiblichen Augen gesehen, aber vielleicht war ja sein Kausalkörper von Sylhet nach Tamluk gerannt und hatte Augen und Ohren des Detektivs mit seiner feurigen Rede entzückt, in der er zu passivem Widerstand und Rebellion aufrief.

Ein noch größeres Rätsel verursachte das Erscheinen von Charu Chandra Roy aus Chandernagore, der sich ebenfalls in seinem Subtilkörper in Maniktola gezeigt habe. Zwei Polizisten schworen, daß sie an einem bestimmten Tag zu einer bestimmten Stunde Charu im Shyam Bazar [*einem Viertel von Kalkutta*] gesehen hätten. Von dort aus habe er sich in Begleitung eines Komplizen zu Fuß zum Maniktola-Garten begeben, wohin die Polizisten ihm gefolgt seien und ihn aus solcher Nähe hätten beobachten können, daß jeder Irrtum ausgeschlossen sei. Das Kreuzverhör erschütterte keinen der beiden Zeu-

gen. Die Polizei spricht immer die Wahrheit, also mußte auch die Zeugenaussage der Polizisten stimmen.

Nun befand sich Charu an jenem Tag und zu jener Stunde tatsächlich in Kalkutta. Er hatte sich dazu nämlich beurlauben lassen, wie der Direktor des Duplex-College glaubwürdig bezeugte. Überraschend war nur, daß er sich an diesem Tage und zu dieser Stunde fern vom Maniktola-Garten auf dem Bahnsteig des Howrah-Bahnhofs in Kalkutta mit dem Bürgermeister von Chandernagore, Mr. Tardival, dessen Frau, dem Gouverneur und einigen Europäern unterhalten hatte: Alle erinnerten sich dieser Begegnung und haben entsprechend zugunsten Charus ausgesagt. Die Polizei mußte ihn auf Drängen der französischen Regierung hin freilassen, sodaß dieses Wunder niemals aufgeklärt worden ist. Doch möchte ich Charu wirklich raten, diese verschiedenen Zeugnisse an die Parapsychologische Gesellschaft zu schicken; es wäre ein kostbarer Beitrag zum Fortschritt der Geisteswissenschaften. Denn da Zeugenaussagen der Polizei, besonders solche des Geheimdienstes, nicht falsch sein können, ist die Theosophie unsere einzige Zuflucht.

Der Prozeß lieferte uns alle Augenblicke Beispiele für die Unverfrorenheit, mit der die englische Justiz oft genug Unschuldige ins Gefängnis warf, in die Verbannung schickte oder an den Galgen lieferte. Man muß sich einmal selbst auf der Anklagebank befunden haben, um ermessen zu können, wie weit das europäische Strafgesetzbuch zu Betrug verleitet, zum Glücksspiel, zum Spiel mit der Freiheit des Menschen, mit seinen Freuden und Leiden, zu einem Spiel, das so weit geht, einem menschlichen Wesen, seiner Familie und seinen Freunden Qualen aufzuerlegen, die ein ganzes Leben währen können, die eine Verletzung seiner Menschenwürde sind und der Tod bei lebendigem Leibe. Wie viele Schuldige sind dadurch freigesprochen worden, wie viele Unschuldige verurteilt! Man muß einmal in diese Falle geraten und unter diesem Druck der Ungerechtigkeit und Grausamkeit, der angeblich die Gesellschaft schützt, zermalmt worden sein, um zu verstehen, wie sich anarchistische und sozialistische Doktrinen in Europa ausbreiten und welchen Einfluß sie ausüben. Wie kann man sich angesichts solcher Umstände wundern, daß so

viele edle und hochherzige Menschen proklamiert haben: »Nieder mit dieser Gesellschaft! Vernichtet sie! Wozu sie erhalten, wenn sie so viel Elend und Leiden, so viel Angst, so viel unschuldiges Blut kostet?«

VIII. Die Angeklagten

Das einzig Erwähnenswerte im Laufe dieser Sitzungen war die Zeugenaussage von Narendranath Goswami. Doch bevor ich darauf zu sprechen komme, möchte ich noch etwas über die anderen Angeklagten, meine jungen Leidensgefährten sagen. Als ich ihr Verhalten im Gerichtssaal beobachtete, ging mir auf, daß ein neues Zeitalter in Bengalen angebrochen war, daß die Mutter eine neue Rasse in ihrem Schoße trug.

Die jungen Bengalen der Gegenwart gehörten im großen und ganzen zwei Kategorien an: die einen waren anständig, wohlgezogen, harmlos, friedlich und schüchtern, ohne höhere Ziele und sogar ohne natürliche Selbstachtung; die anderen waren labil, unredlich, unverschämt und skrupellos, gewalttätig und verdorben. Zwischen diesen beiden Extremen hatte Mutter Bengalen zweifellos noch mancherlei Geschöpfe aufzuweisen, aber abgesehen von etwa einem Dutzend außergewöhnlicher Genies und Wegbereitern der Zukunft konnte man selten tatkräftigen Jugendlichen von gutem Charakter begegnen. Den Bengalen fehlte es weder an Intelligenz noch - mitunter - auch Talent, wohl aber an Energie und Männlichkeit.

Doch angesichts meiner jungen Gefährten voller Feuer und Kühnheit, so offenen und großmütigen Herzens, schien es, als ob Geschlechter eines früheren Zeitalters und anderer Erziehung nach Indien zurückgekommen seien. Ihr freier und furchtloser Blick, ihre leidenschaftliche Sprache, ihre Sorglosigkeit, Munterkeit und Tapferkeit, ihr fröhliches Gelächter, ihre Heiterkeit und dieser ungebrochene Mut in der Stunde der Gefahr, das war nicht typisch für die heutigen, ganz in Trägheit versunkenen Bengalen, das waren die Zeichen einer neuen Zeit, einer neuen Nation, einer neuen Bewegung. Wenn das Mörder waren, dann muß man sagen, daß der Schatten des Verbrechens ihre Natur, in der nichts von blinder Leidenschaft, Grausamkeit oder Bestialität zu erkennen war, nicht verdunkelt hatte.

Ohne Sorge über den Ausgang des Prozesses oder um die Zukunft verbrachten sie ihre Tage im Gefängnis wie die Kinder mit Lachen, Spielen und Unterhaltungen oder aber mit Studien und Diskussionen über dies und jenes. Sie hatten sich schon bald mit den Gefängnisangestellten, den Wächtern, den Sträflingen, den englischen Polizeibeamten, den Geheimdienstagenten und den Gerichtsdienern angefreundet, ohne Unterschiede zwischen Freund oder Feind, Vorgesetzten und Untergebenen zu machen, sie redeten und scherzten mit allen.

Im Gerichtssaal langweilten sie sich entsetzlich, denn dieser lächerliche Prozeß war höchst fade. Es war verboten zu reden, und wir hatten nichts zu lesen. Wer angefangen hatte, Yoga zu praktizieren, hatte noch nicht gelernt, sich mitten im Lärm zu konzentrieren, weshalb die Zeit der Debatten äußerst schwierig für ihn war. Ein paar von uns beschlossen deshalb, Bücher mitzubringen, was bald von allen nachgeahmt wurde. So konnte man denn einem Schauspiel beiwohnen, das seltsam genug war: während der Debatten, in denen es um ihre Zukunft ging, möglicherweise um Gehängtwerden oder lebenslange Verbannung, waren die dreißig oder vierzig Angeklagten, ohne Notiz von ihrer Umgebung zu nehmen, in Romane von Bankim, oder Vivekanandas *Raja Yoga, Science of Religions*, in die *Bhagavadgita*, die *Puranas* oder in Werke europäischer Philosophie vertieft. Die englischen Polizisten und die indischen Wachbeamten hatten nichts dagegen. Zweifellos sagten sie sich: »Wenn das die Tiger im Käfig beruhigt.., uns obendrein unsere Arbeit erleichtert, na ja,.. außerdem schadet es niemandem.«

Aber eines schönen Tages zog es die Aufmerksamkeit von Mr. Birley auf sich. Der Herr Richter konnte ein solches Verhalten nicht dulden. Zwei Tage lang hielt er sich zurück, dann platzte er und untersagte ausdrücklich, Bücher in den Gerichtssaal mitzubringen. Mr. Birley übte sein Amt doch mit solcher Eleganz aus, und statt entzückt zuzuhören, waren die Herren Angeklagten in ihre Lektüre versunken! Zweifellos zeugte das von sehr großer Respektlosigkeit gegenüber der Würde seines Amtes und der Großartigkeit der englischen Justiz.

Während unserer Einzelhaft konnten wir uns nur im Gefängnis, in der halben oder ganzen Stunde vor Eintreffen des Richters im Ge-

richtssaal und während der Essenszeit unterhalten. Wer einander schon kannte, holte dann lachend, scherzend und über alles mögliche diskutierend Versäumtes nach, glücklich, der Einsamkeit und dem Schweigen seiner Zelle entronnen zu sein. Um aber Unbekannte kennenzulernen, reichten diese Augenblicke der Entspannung kaum aus, außerdem genügte es mir, sie lachen und Geschichten erzählen zu hören, und ich ließ mich mit niemandem in Gespräche ein außer mit Abinash und meinem Bruder Barin.

Einer der Angeklagten allerdings strich um mich herum, das war Narendranath Goswami, der spätere Kronzeuge. Er besaß weder die Heiterkeit noch die Bildung der anderen; er war unternehmungslustig und oberflächlich und erwies sich in Wort und Tat, kurz in seinem ganzen Verhalten als unüberlegt. Bei seiner Festnahme hatte er eine Art Zuversicht und eine gewisse Dreistigkeit gezeigt, aber leichtfertig, wie er war, konnte er nicht die mindeste Unannehmlichkeit noch die geringste Schwierigkeit ertragen, die das Gefangenleben mit sich brachte.

Als Sohn eines Großgrundbesitzers (*Zamindar*) in Luxus und dekadenter Umgebung aufgewachsen, litt er grausam unter der Härte und Disziplin des Gefangenendaseins, was er auch vor den anderen nicht verbarg. So wuchs in ihm von Tag zu Tag mehr das heftige Verlangen nach Befreiung, gleichgültig wodurch. Anfangs hoffte er, sein Schuldbekenntnis widerrufen und beweisen zu können, daß die Polizei ihn durch Folterung gezwungen habe, sich für schuldig zu erklären, Eines Tages erzählte er uns sogar, daß sein Vater sich entschlossen habe, falsche Zeugen dafür aufzubringen. Doch bald änderte sich sein Verhalten. Sein Vater fing an, ihn häufiger in Begleitung eines Anwaltes zu besuchen; dann stieß auch noch der Kriminalkommissar Shams-ul-Alam dazu, der sich insgeheim stundenlang mit ihm beriet. Und plötzlich entwickelte Goswami Neugierde und fing an, allerlei Fragen zu stellen, die den Argwohn der anderen Gefangenen erweckten:

»Kennen Sie wichtige Leute in Indien? Waren Sie mit ihnen vertraut? Wer finanziert den Geheimbund? Wer führt ihn derzeit an? Wer von seinen Mitgliedern hält sich im Ausland auf? Wer arbeitet in

Indien und in welchen Provinzen? Wo befinden sich dort ihre verschiedenen Vertretungen?»

Er überhäufte vor allem Barin und Upendra mit allerlei wichtigen wie auch unverfänglichen Fragen. Bald waren sich alle klar darüber, daß er täglich mehr herauszubekommen versuchte. Seine Intimität mit Shams-ul-Alam und die Tatsache, daß die beiden sich ständig vertraulich austauschten, war bald ein offenes Geheimnis. Es wurde viel darüber gesprochen, und einige von uns stellten sehr bald fest, daß sich Goswamis Fragen nach jedem Polizeibesuch auf neue Themen bezogen. Es versteht sich von selbst, daß er kaum befriedigende Antworten erhielt.

Als die Angeklagten anfangen, darüber zu reden, gestand Goswami uns, daß die Polizei bei ihren Besuchen mit allen Mitteln versuche, ihn zu überreden, als Kronzeuge aufzutreten. Das teilte er mir eines Tages im Gerichtssaal mit.

»Und? Was haben Sie geantwortet?« habe ich ihn gefragt. »Als ob ich auf die hörte?« rief er aus. »Und wenn... was weiß ich denn schon, das ich ihnen als glaubwürdiges Beweismaterial liefern könnte!«

Als er ein paar Tage später darauf zurückkam, stellte ich fest, daß sich die Dinge schon sehr weit entwickelt hatten. Anlässlich eines Identifikationsappells im Gefängnis blieb er neben mir stehen: »Die Polizei besucht mich dauernd«, seufzte er.

»Warum erzählen Sie ihr nicht, Sir Andrew Frazer* sei der Chef des Geheimbundes«, schlug ich ihm spaßeshalber vor; »damit wären die Herren reichlich belohnt für all die Mühe, die sie sich geben.«

»Ich habe ihnen etwas dergleichen erzählt«, erwiderte Goswami. »Ich habe sie wissen lassen, daß Surendranath Banerjee* unser Chef sei und daß ich ihm einmal eine Bombe gezeigt hätte.«

Verblüfft fragte ich ihn: »War es notwendig, so etwas zu sagen?« worauf Goswami antwortete: »Ich werde nicht eher aufhören, als bis ich die alle ins Grab gebracht habe, diese...! Ich habe ihnen noch eine Menge ähnlicher Dinge erzählt. Sollen sie doch ersticken an ihrer Suche nach Bestätigungen. Wer weiß, so wird der Prozeß schließlich ins Wasser fallen.«

Ich sagte ihm nur: »Hören Sie auf mit diesem Unsinn. Sie wollen schlauer sein als diese Leute. Aber die werden Sie reinlegen.«

Ich weiß nicht, wieweit Goswami die Wahrheit gesagt hat. Die anderen glaubten, er versuche, uns Sand in die Augen zu streuen; ich hatte eher den Eindruck, daß er noch nicht gänzlich entschlossen war, uns zu verkaufen, obwohl er bereits ziemlich weit gegangen war, sondern vielmehr hoffte, den Prozeß durch Irreführung der Polizei zu hintertreiben. Wie alle perversen Naturen bildete er sich ein, seine Absichten nur durch List und Betrügereien verwirklichen zu können.

Doch von da an wußte ich, daß Goswami unter dem Druck der Polizei alles mögliche erzählen würde, um seine Haut zu retten, ob wahr oder falsch, war gleichgültig, wenn es nur den Erfordernissen der Anklage diene. So sollten wir Zuschauer einer Tragödie werden, in der ein niederer Charakter in eine niederträchtige Handlung verstrickt wurde. Wir konnten sehen, wie Goswami sich von Tag zu Tag immer mehr verwandelte, sein Gesichtsausdruck, sein Benehmen, seine Ausdrucksweise, alles veränderte sich. Und während er an der Vernichtung seiner Kameraden arbeitete, fing er an, alle möglichen ökonomischen und politischen Gründe für sein Tun vorzubringen, um seinen Verrat zu rechtfertigen.

Selten hat man Gelegenheit, eine so interessante psychologische Studie aus unmittelbarer Nähe zu machen.

IX. Der Kronzeuge

Anfangs ließ niemand Goswami ahnen, daß man seine Absichten durchschaute, und in seiner Dummheit brauchte er lange, es zu merken. Er glaubte, der Polizei ganz im geheimen zu helfen. Als wir aber später aus unseren einzelnen Zellen in eine Gemeinschaftszelle verlegt wurden, wo wir Muße hatten, Tag und Nacht zu diskutieren, konnte die Wahrheit nicht länger verborgen bleiben. Zwei der jungen Leute fingen mit ihm zu streiten an, und aus ihren Bemerkungen wie aus der feindseligen Haltung der anderen Gefangenen konnte er erkennen, daß seine Absichten allen bekannt waren. Als er später vor Gericht seine Aussage machte, schrieben englische Zeitungen, daß seine unerwartete Darstellung unter den Angeklagten die größte Überraschung und allgemeine Aufregung hervorgerufen habe. Es erübrigt sich zu sagen, daß dies der Phantasie der Reporter entsprang, denn es gab niemanden unter uns, der nicht schon lange gewußt hätte, welche Art Zeugenaussage Goswami machen würde; ja selbst das Datum, an dem seine Aussage erfolgen sollte, war allen bekannt. Einer der Angeklagten hatte sich ihm sogar genähert und angeboten:

»Hör zu Bruder, ich kann nicht mehr. Ich bin ebenfalls bereit, der Polizei zu helfen. Bitte Shams-ul-Alam, das Nötige zu tun, damit ich hier herauskomme.«

Goswami war einverstanden. Kurz darauf sagte er ihm, daß man eine offizielle Mitteilung erhalten habe, aus der hervorging, daß eine günstige Beurteilung seines Antrages möglich sei. Dann forderte er ihn auf, Upendra und seinen anderen Kameraden ein paar wichtige Auskünfte über das Netz ihres Geheimbundes zu entlocken, wo sich z.B. die verschiedenen Gruppen befänden, wer ihre Anführer seien etc. Unser vermeintlicher Verräter war ein Mann von Humor, der gerne was zu lachen hatte. Er vereinbarte mit Upendra, Goswami mit einer Liste erfundener Namen zu versorgen; so »vertraute er ihm an«, daß ihr Geheimbund in Madras von Vishambar Pillay angeführt

würde, in Satara von Purushottama Natekar, in Bombay von Professor Bhatt und in Baroda von Krishna Rao Bhao.

Goswami gab diese höchst glaubwürdigen Informationen begeistert an die Polizei weiter. Und diese stellte ganz Madras auf den Kopf, fand auch viele Pillays, kleine und große, aber keinen, nicht einmal einen halben Pillay mit dem Vornamen Vishambar; auch Purushottama Natekar in Satara schien sich in tiefer Finsternis verborgen zu halten; in Bombay wurde tatsächlich ein Professor Bhatt gefunden, allerdings war er eine so harmlose und obendrein loyale Person, daß er unmöglich der Kopf eines Geheimbundes sein konnte. So hat Goswami im Laufe seiner Zeugenaussagen die erstaunlichen Theorien der Staatsanwaltschaft nur noch gefördert, indem er wiedergab, was Upendra ihm anvertraut hatte, und er Norton die »Helden der Verschwörung« (Vishambar, Pillar und weitere Bewohner einer imaginären Welt) zu dessen höchst verehrungswürdigen Füßen legte.

In Hinsicht auf Krishna Rao Bhao brütete die Polizei eine weitere »Ente« aus. Sie lieferte die Kopie eines Telegramms, das von einem gewissen Ghose vom Maniktola Garten an jemanden namens Krishna Rao Deshpande in Baroda adressiert war. In Baroda kannte zwar niemand diesen Namen, da aber Goswami von einem Krishna Rao Bhao von Baroda gesprochen hatte und man seine Angaben nicht in Frage stellen konnte, mußten Krishna Rao Bhao und Krishna Rao Deshpande zwangsläufig ein- und dieselbe Person sein. Übrigens spielte es keine Rolle, ob es einen Krishna Rao Deshpande gab oder nicht, denn man entdeckte in einem Brief den Namen unseres verehrten Freundes Keshava Rao Deshpande. Folglich war kein Irrtum möglich: Krishna Rao Bhao, Krishna Rao Deshpande und Keshava Rao Deshpande mußten ein- und dieselbe Person sein; der » Beweis« war also erbracht, daß Keshava Deshpande einer der Rädelsführer der Verschwörung war. Solcherart waren die unwahrscheinlichen Schlußfolgerungen, auf denen Mr. Nortons famose Theorien basierten.

Wenn man Goswami glauben wollte, dann hatten wir es ihm zu verdanken, daß unsere Einzelhaft beendet und befohlen worden war, uns zusammenzulegen. Und die Polizei, hatte er hinzugefügt, rechne damit, die Hintergründe der Verschwörung zu Tage zu fördern,

indem sie ihn mitten unter uns gelassen hätte. Goswami ahnte nicht, daß wir über seine neuen Funktionen Bescheid wußten, nachdem er angefangen hatte, seine Kameraden über die in Frage kommenden Personen auszufragen, ob sie in die Verschwörung verwickelt seien, über das Verbindungsnetz unserer Vereinigung, ihre Aktivitäten, ihre Geldgeber und die Unterstützung, die sie erhielt. Ich habe bereits erwähnt, welche Art Antworten er erhielt.

Meistens aber pflegte Goswami zu lügen. Von Dr. Daly hatten wir erfahren, daß wir ihm diesen Wechsel zu verdanken hatten, nachdem er mit Mr. Emerson gesprochen habe. Wahrscheinlich sagte er die Wahrheit. Vielleicht hatte die Polizei, nachdem sie von dem neuen Arrangement gehört hatte, versucht, das auszunutzen. Wer auch immer es gewesen sein mag, alle Welt war außer sich vor Freude, außer mir. Ich hatte wenig Verlangen nach Gesellschaft, denn eben jetzt entwickelte sich mein spirituelles Leben äußerst intensiv. Ich hatte gerade angefangen, den Frieden zu kosten, die Losgelöstheit und die Gelassenheit der Seele, aber ohne daß dieser Zustand wirklich stabil gewesen wäre. Ich fürchtete, daß meine eigenen Vorstellungen, die noch neu und ungenügend untermauert waren, durch den Ansturm der Gedanken der Gemeinschaft erschüttert und so dieser neue Status gemindert oder gar weggeschwemmt werden könnte. Und genau das geschah dann auch. Ich hatte noch nicht begriffen, daß es für die Fülle meiner spirituellen Erfahrungen unerläßlich war, den entgegengesetzten Zustand zu erleben; deshalb hatte der Herr mich plötzlich meiner geliebten Einsamkeit entrissen und in den Strom dieser wilden Leidenschaften geworfen.

An diesem Abend aber versammelten sich die meisten der Angeklagten, außer sich vor Freude, in der großen Zelle, wo sich Sänger wie Hemchandra Das, Sachindra Sen usw. befanden, und bis zwei oder drei Uhr morgens konnte niemand schlafen. So wie ein angeschwollener Fluß, der lange Zeit eingedämmt gewesen ist, zur Regenzeit über seine Ufer tritt, so brach sich in dieser Nacht plötzlich ein Strom von Geschichten, Liedern und schallendem Gelächter Bahn, und die stillen Gefängnisräume hallten wider von diesem Lärm. Zum Schluß fielen manche von uns trotzdem in Schlaf, der

aber häufig genug durch die Erzählungen, das Lachen und Singen unterbrochen wurde, das in stetem Rhythmus dahinfloß. Erst im Morgenrauen legte sich dieser Freudentaumel, auch die Sänger schliefen ein, und unser Trakt fiel zurück in die Stille.

Nachwort: Der Freispruch

Sri Aurobindos Bericht über seine Gefängniserfahrungen blieb unvollendet. Nach seinem Freispruch kämpfte er erneut - in Wort und Schrift - für die Erweckung des nationalen Bewußtseins seiner Landsleute. Am 30. Mai 1909, keine vier Wochen entlassen, legte er in einer Rede vor der »Gesellschaft zum Schutze der Religion« in Uttarpara* Zeugnis darüber ab, was er unter »Nationalismus« versteht.

In der Zeitung *Suprabhat* erschienen in bengalischer Sprache seine vorliegenden Berichte über die Bedingungen, unter denen seine Landsleute in einem englischen Kolonialgefängnis gefangen gehalten wurden. Die *Bengali* veröffentlichte einen offenen Brief an seine Landsleute, in dem er für alle Hilfe und Unterstützung dankte, die ihm in Form von Gebeten und von Geld für seine Verteidigung zuteil geworden war. Im Juli stellte er im *Karmayogin* seinen Landsleuten das Ideal der Nationalen Partei vor. Aus diesem Programm ging eindeutig hervor, daß sich die Politik der Partei im Rahmen der Legalität bewegte.

Die revolutionären Aktivitäten in Bengalen gingen inzwischen weiter. Für die englischen Kolonialherren wurde Sri Aurobindo »ihr furchtbarster Gegner«. Beachcrofts Urteil wird scharf kritisiert: er habe nicht wirklich begriffen, daß die »Religion« Aurobindo Ghoses die Vertreibung der Engländer aus Indien mit anderen Mitteln sei. »Wenn Aurobindo Ghose auch nicht in dieses Komplott verwickelt gewesen ist, so ist er doch der Kopf dieser Organisation«, schrieb der Generalsekretär der Regierung von Bengalen. »Er ist ihre moralische und intellektuelle Energiequelle... wenn uns Gelegenheit geboten wird, ihn zu verurteilen, dann wäre es politischer Selbstmord, sie uns entgehen zu lassen.«

* Siehe Auszüge im Anhang

Im Februar 1910 kam Sri Aurobindo zu Ohren, daß er auf einer Liste von 53 Opfern stehe, die interniert werden sollten. Da gehorchte er einem inneren Befehl zu fliehen. Er begab sich nach Chandernagor, das unter französischem Mandat stand, und kurze Zeit darauf nach Pondicherry, einer französischen Kolonie im Süden des Kontinents, die er bis zu seinem Lebensende nicht mehr verließ.

Sein Aufenthalt dort blieb nicht lange geheim. Ehemalige Mitstreiter und Mitgefangene, die nicht nur von seinen politischen Zielen, sondern ebenso sehr von seinem Yoga fasziniert waren, stießen zu ihm, teilten sein Leben und seinen Kampf, der nun endgültig eine andere Art von Revolution anstrebte. Sie hatte nicht mehr nur Indien im Auge, sondern die Menschheit, die ganze Welt - eine Revolution, die das Bewußtsein der Menschen verändern, auf eine höhere, die »supramentale« Stufe heben sollte, wie er es später nannte.

Es bildete sich eine Hausgemeinschaft, der Kern des späteren und heutigen Sri Aurobindo Ashrams. Ashram heißt: das Haus des Meisters. Einer seiner Schüler, Nolini Kanta Gupta, der das Jahr im Gefängnis von Alipur mit Sri Aurobindo geteilt hatte, ergänzte in seinen »Collected Works« (Bd. 7, 1978) den abgebrochenen Bericht, der mit der Verlegung der Angeklagten Mitte Juni in eine Gemeinschaftszelle endete. Diese Zelle bestand aus einem großen Saal, dem eine Veranda vorgelagert war. Er war durch halbhohe Zwischenwände in drei Abteilungen geteilt. Dementsprechend bildeten sich drei Gruppen heraus.

»Sri Aurobindo«, schreibt Nolini Kanta Gupta, »belegte eine Ecke in einer dieser drei Abteilungen; es war das erste Mal, daß er sich unter uns befand; bald sammelten sich all jene um ihn, die sich vom spirituellen Leben angezogen fühlten wie sein Bruder Barin. Die Intellektuellen besetzten das mittlere »Abteil«; ihre Führung übernahm Upendra, während der dritte Sektor die Domäne der Atheisten und Rationalisten wurde, deren Anführer Hemchandra Das war...

Wir gaben uns allerlei Spielen und Ablenkungen hin: Komödien, Pantomimen, Rezitationen, Gesängen. Unsere Fröhlichkeit war unerschöpflich. Mittendrin blieb Sri Aurobindo in seiner Ecke in seine

Meditationen und seinen Yoga versunken; aber dann und wann kam er zu uns und nahm an unseren Vergnügungen teil...«

Gleichzeitig aber machte man sich doch auch Gedanken über den Ausgang des Prozesses. Es gab drei Möglichkeiten: Freispruch, Verbannung auf die Andamanen, was fast einem Todesurteil gleichkam, oder aber Exekution. Sri Aurobindos Bruder Barin entwickelte einen Fluchtplan, den einige aber als zu romantisch ablehnten. Sri Aurobindo selbst machte deutlich, daß er vor Gericht erscheinen würde.

Eine zweite Gruppe um Kanailal Dutt und Satyen Bose verfolgte einen ganz anderen Plan, nämlich den Kronzeugen Goswami auszuschalten. Der aber war nach ein paar Tagen aus Sicherheitsgründen in den Trakt für die europäischen Gefangenen verlegt worden.

Satyen Bose war wegen häufiger Asthma-Anfälle ins Gefängnishospital gebracht, Kanailal Dutt rätselhafter Beschwerden wegen ebenfalls dorthin verlegt worden. Satyen nahm Kontakt mit Goswami auf. Unter der Bedingung freizukommen, bot er ihm an, gewisse Informationen zu liefern. Goswami wurde ermächtigt, ihn zu treffen.

Am 31. August fand ihre dritte Begegnung statt. Satyen, gefolgt von Kanailal, ging Goswami, der von einem englischen Wachmann begleitet war, entgegen. Weder Kranke noch Wärter waren in der Nähe. Nach kurzem Wortwechsel zogen Satyen und Kanailal plötzlich Pistolen und schossen auf den Wachmann und auf Goswami, denen es aber zu fliehen gelang. Kanailal und Satyen verfolgten sie über mehrere Flure, trafen Goswami im Rückgrat, wurden schließlich von einem englischen Mitgefangenen überwältigt.

»Dann ertönte die Alarmglocke«, schreibt Nolini Kanta Gupta, »die man nur in äußersten Notfällen läutete. Ein Gefangener rannte wie ein Verrückter los und schrie auf Hindi: »*Noren Goswami thanda ho gaya*« [Noren Goswami ist ermordert worden], und bald stürmte ein Trupp Polizisten in den Hof, wo wir unseren täglichen Spaziergang machten, und trieben uns wie eine Herde Schafe, oder wie Tiere, die man zur Schlachtbank führt, in unsere Quartiere. Wir wurden brutal durchsucht; dann mußten wir uns in einer Reihe aufstellen und es erscholl das Kommando: »In Arrest, alle!«

Es war das Ende unserer »goldenen Tage«. Alle Erleichterungen und Begünstigungen, deren wir uns erfreut hatten, wurden zurückgenommen. Von da an war der Gerichtssaal der einzige Ort, wo wir uns begegnen konnten. «

Den Untersuchungsbeamten war es ein Rätsel, wie die Gefangenen an die Waffen gekommen waren. Im Verhör nach der Herkunft seines Revolvers befragt, antwortete Kanailal: »Khudiram's Geist hat ihn mir gegeben.«⁴

Dabei war alles sehr einfach gewesen: Die Gefangenen durften wegen guter Führung ihre Angehörigen empfangen, die ihnen beim Abschiednehmen die Pistolen durch die Trenngitter zuspielten, unter Schals oder Sarizipfeln verdeckt. Danach hatte man sie im »Bett«, das aus einer Bodenplattform bestand, über der eine Decke lag, verborgen. Und Kanailal war die meiste Zeit - mit der Begründung, sich in die inneren Welten versenken zu wollen - bis an die Ohren verhüllt darauf liegengeblieben. Dem Richter erklärte er später, Goswami getötet zu haben, weil der sein Mutterland verraten habe. Er wurde, ebenso wie Satyen, zum Tode verurteilt. Berufung einzulegen verweigerte er mit dem Kommentar: »Wer kann den unsterblichen Geist töten!« Als sein Leichnam zur Verbrennung zu den Ghats gebracht wurde, folgte eine ungeheure Menge seiner Bahre, woraufhin der Leichnam Satyens innerhalb der Gefängnismauern eingäschert wurde.

Goswami war also vor dem Kreuzverhör zum Schweigen gebracht worden. Seine Aussagen, die die Angeklagten, an erster Stelle Aurobindo, schwer belasteten, wurden für wertlos befunden. Auf einigen Dokumenten, die man im Maniktola-Garten gefunden hatte, fanden sich die Bezeichnungen *barg karta* [großer Meister] und *chhota karta* [kleiner Meister] und er hatte behauptet, daß es sich bei ersterem um Aurobindo Ghose und bei letzterem um seinen Bruder Barin handele.

Die Anklagevertretung verlor also ihren Hauptinformanten; trotzdem war die Anklage gegen Aurobindo Ghose schwer genug, sodaß seine Schwester Sarojini sich veranlaßt fühlte, folgenden Appell an

⁴ Khudiram, der Attentäter von Muzaffarpur, der diesen Prozeß ausgelöst hatte, war in der Zwischenzeit gehängt worden.

ihre Landsleute zu richten, um die notwendigen Mittel für seine Verteidigung aufzubringen:

»Meine Landsleute wissen nicht, welche schwere Anklage gegen meinen Bruder, Aurobindo Ghose, erhoben wurde. Aber ich bin davon überzeugt, daß er unschuldig ist, und ich habe allen Grund anzunehmen, daß die große Mehrzahl meiner Landsleute ebenfalls davon überzeugt ist. Ich glaube, daß er alle Chancen hätte, freigesprochen zu werden, wenn ein sachkundiger Anwalt seine Verteidigung übernehme. Da er aber ein Armutsgelübde abgelegt hat, um sich dem Dienst an seinem Mutterland zu widmen, besitzt er nicht die Mittel, einen guten Verteidiger zu engagieren. Ich befinde mich deshalb in der schwierigen Verpflichtung, in seinem Namen an die Solidarität und Großherzigkeit meiner Landsleute zu appellieren. Ich weiß, daß nicht alle Mitbürger seine Ansichten teilen. Trotzdem - ich habe Skrupel, das auszusprechen - gibt es wahrscheinlich wenige Inder, die nicht seine große Kultur, seine Askese, seine absolute Hingabe an die Sache seines Volkes schätzen. Das ermutigt mich, eine einfache Frau, alle Söhne und Töchter Indiens um Hilfe zu bitten, um einen Bruder zu verteidigen - den meinen, der auch der ihre ist.«

Kurz darauf übernahm Chittaranjan Das, ein berühmter Anwalt und glühender Patriot, gleichzeitig ein alter Freund Aurobindos, seine Verteidigung. Der Prozeß nahm einen völlig anderen Lauf. Alle Zeugen der Staatsanwaltschaft wurden genauestens überprüft, alle Anklagepunkte widerlegt; das schöne Gerüst Mr. Nortons stürzte ein: die Dialektik Chittaranjan Das' brachte den Anklagevertreter der Krone zum Schweigen. Sein Schlußplädoyer erschütterte die Zuhörerschaft. Nolini Kanta Gupta erinnert sich:

»Plötzlich halten alle im Gerichtssaal den Atem an; Chittaranjans Stimme schwillt langsam an... Wir erheben uns und hören in großer Stille konzentriert, regungslos, Chittaranjan zu. Es war, als habe eine göttliche Kraft Besitz von ihm ergriffen und ihm seine aufrüttelnden Worte diktiert:

»Noch lange, nachdem diese Verhandlung beendet sein wird, lange, nachdem diese Erregung und dieser Aufruhr sich gelegt haben werden, noch lange, nachdem der Tod ihn wird fortgenommen haben,

wird Aurobindo Ghose der Dichter des Patriotismus und der Prophet des Nationalismus bleiben, dessen Liebe die Menschheit umarmt hat. Und noch lange nach seinem Tode wird das Echo seiner Worte nicht nur in Indien, sondern auch jenseits der Meere und bis zu den entferntesten Ländern zu hören sein... Dieser Mensch hat nicht nur vor den Schranken dieses Gerichtshofes gestanden, sondern vor dem Hohen Gericht der Geschichte.«

Der Richter im Hauptprozeß⁵, Charles Porten Beachcroft, kannte Aurobindo aus seiner Studienzeit. Beide hatten zur selben Zeit in Cambridge studiert und sich zusammen zum Examen für den Indischen Staatsdienst gemeldet. Im November 1892, drei Monate bevor Aurobindo nach Indien heimkehrte, war Beachcroft nach Bengalen geschickt worden, um seine Referendarzeit als Richter zu absolvieren. Danach wurde er mit der Verwaltung eines Distriktes betraut. Sein angeborener Gerechtigkeitsinn und seine Unparteilichkeit hatten ihn bei den Einheimischen populär gemacht. Als sich 1905 das Volk gegen die Teilung Bengalens auflehnte, wurde Beachcroft das Amt des obersten Richters im Regierungsbezirk Alipur übertragen. Deshalb führte er in dem aufsehenerregenden Prozeß den Vorsitz: vierzig Personen waren des »Kampfes gegen den König« angeklagt.

Fünf Jahre waren seit seiner letzten Begegnung mit Aurobindo Ghose vergangen. Nun begegneten sie sich wieder von Angesicht zu Angesicht - als Vorsitzender bei Gericht der eine, als Angeklagter auf der Anklagebank, eingeschlossen in einen scharf überwachten Eisenkäfig, der andere.

Beachcroft konnte nicht glauben, daß Aurobindo Ghose ein Terrorist geworden sei und noch weniger - wie er einmal bemerkte - »daß ein so gebildeter Mann jemals auf den Erfolg einer so kindischen Verschwörung setzen oder je daran teilhaben würde.« Er hatte Aurobindos Schriften studiert, seine Artikel in der Zeitung »Bande Mataram«, seine Reden, seine Korrespondenz gelesen und sprach mit Bewunderung von deren literarischer Qualität. Am meisten aber war er beeindruckt von der Größe des Ideals, das in ihnen zum Ausdruck

⁵ Der in Sri Aurobindos Bericht erwähnte Richter Birley leitete die Vorverhandlungen (Mai bis August 1908).

kam. Er gelangte zu der Überzeugung, daß die Schriften Aurobindos, die als Beweisgrundlage seiner Schuld dienen sollten, kein anderes Ziel hatten, als die Erneuerung Indiens.

In seiner Urteilsbegründung, die nicht weniger als 300 Seiten umfaßte, stellt Beachcroft Aurobindo Ghose als Menschen von tief religiöser Veranlagung dar, für den der Kampf um die Unabhängigkeit Indiens vor allem eine spirituelle Bedeutung habe.

Er griff die Argumente von Chittaranjan Das auf: die politischen Ideale Aurobindos trügen den Stempel seiner philosophischen Überzeugungen; das Ideal, das der Vedanta dem Einzelnen vorstelle, dies präsentiere Aurobindo dem indischen Volke. Und er zitierte ihn:

»So wie ein jeder Gott in seinem tiefsten Inneren suchen und soweit verwirklichen soll, wie er nur kann, so soll eine Nation ihre Seele finden, um das beste, was sie in sich trägt zu offenbaren. Diese Form des Erwachens kann keine fremde Macht an ihrer Stelle bewirken; es ist ein Ziel, das nur durch Methoden erreicht werden kann, die seinem Wesen gemäß sind.«

Beachcroft beurteilte alles Beweismaterial aus dieser weitesten Vision Sri Aurobindos. Bezugnehmend auf einen Brief erklärte er: »Wenn man von Verschwörung ausgeht und davon, daß der Verfasser ein Verschwörer ist, kann man hierin verdächtige Passagen finden; wenn man den Text aber ohne Vorurteile liest, so kann man nichts Verdächtiges darin entdecken.«

Das kompromittierendste Beweisstück war der berühmte »Bonbon-Brief«, den Barin an Aurobindo adressiert hatte. Er ließ die Vermutung zu, daß er in die Verschwörung verwickelt sei. Die Anklage sah in dem Ausdruck »Bonbon« eine Umschreibung für Bomben. Beachcroft unternahm es zu beweisen, daß dieser Brief eine Fälschung sei, und schließlich wurde er nicht mehr erwähnt.

Die Zeugenaussagen Narendranath Goswamis hätten sich ebenfalls als erdrückend erweisen können, wurden aber zu diesem Zeitpunkt nicht mehr vor Gericht verwandt. Die Staatsanwaltschaft fand sich insofern der beiden beweiskräftigsten Elemente beraubt, die ihre Anklage unterstützten.

Andererseits schienen gewisse Fakten Aurobindos Unschuld zu beweisen, zum Beispiel, daß er den Maniktola-Garten nicht oft besucht und daß er Gewalt in seinen Zeitungsartikeln mißbilligt hatte. All dies und die philosophischen Argumente, die die Verteidigung vortrug - in den Augen Beachcrofts ganz wesentlich - erlaubten es, Aurobindo freizusprechen.

Beachcroft schloß seine Urteilsbegründung mit den Worten:

»In der gegenwärtigen politischen Situation Indiens erweist es sich als gefährlich, Lehren zu verbreiten, die mit dem gültigen Regime unvereinbar sind; in gewissen Fällen würde das eine Klageerhebung wegen Aufruhrs rechtfertigen. In unserem Fall aber handelt es sich nicht darum, ob eine solche Anklage gegen Aurobindo Ghose erhoben werden kann. Die Frage lautet doch, ob seine Artikel und Reden - die an sich nichts anderes anstreben als die Erneuerung seines Mutterlandes - und die Fakten, auf die man sich beruft, als Beweis ausreichen, daß er ein Mitglied der Verschwörung war. Wenn man sich die Belege und die Zeugen insgesamt ansieht, dann glaube ich nicht, daß diese Beweise ausreichen, um ihn in einem so schweren Anklagepunkt für schuldig zu erklären.«

Am Morgen des 6. Mai 1909, dem Tage der Urteilsverkündung, patrouillierte ein 500 Mann starkes Regiment in den Straßen, die das Gefängnis mit dem Gerichtsgebäude verbanden. Außergewöhnliche Sicherheitsmaßnahmen waren getroffen worden, um »allen Versuchen, die Gefangenen zu befreien, gewachsen zu sein, Kundgebungen zu verhindern und den Schutz des Richters sicherzustellen.« Als dieser in den Gerichtssaal kam, trat tiefes Schweigen ein.

Ohne Umschweife verlas Beachcroft die Liste der Verurteilten.

»Während eines Augenblicks«, berichtete später Birin Chandra Sen, einer der Angeklagten, »schien er von der strengen Unparteilichkeit eines Vertreters der Gerechtigkeit abzuweichen. Man konnte ein leichtes Zittern in seiner Stimme wahrnehmen, als er das Todesurteil für Barin Ghose und Ullashkar Dutt aussprach: »Schuldig des Anschlags, der Rebellion gegen das Empire und der Ansammlung von Waffen und Munition zu diesem Zweck.«

Acht Tage wurden ihnen für die Berufung zugestanden.⁶ Von den anderen Gefangenen wurden zehn zu lebenslänglicher, sechs zu einigen Jahren Verbannung verurteilt. Der Rest der Angeklagten, unter denen sich Aurobindo Ghose befand, wurden für unschuldig erklärt und freigelassen.

Ein Jahr war seit ihrer Einkerkering vergangen.

Michèle Lupsa und Theodora Karnasch

⁶ Ihre Strafe wurde in lebenslängliche Verbannung auf die Andamanen verwandelt, die durch die Amnestie von 1919 zehn Jahre später aufgehoben wurde.

ANHANG

Dank an seine Landsleute

Kurz nach seiner Entlassung schrieb Aurobindo an den Herausgeber der »Bengali«:

»Gestatten Sie mir, in den Spalten Ihrer Zeitung all jenen meinen tiefsten Dank auszusprechen, die mir in dieser Zeit der Prüfung geholfen haben. Wie könnte ich jemals die Namen dieser unzähligen bekannten oder unbekanntenen Freunde erfahren, die, je nach ihrem Vermögen, dazu beigetragen haben, die notwendigen Mittel für meine Verteidigung aufzubringen; deshalb bitte ich sie, da es unmöglich ist, jedem Einzelnen zu danken, diesen öffentlichen Ausdruck meiner Dankbarkeit zu akzeptieren. Seit meiner Entlassung habe ich eine Menge Briefe und Telegramme erhalten, zu zahlreiche, als daß ich sie alle einzeln beantworten könnte. Die Sympathie, die mir meine Landsleute für das wenige, was ich für sie habe tun können, in so reichem Maße entgegengebracht haben, wiegt bei weitem die offenbaren Schwierigkeiten oder Prüfungen auf, die mein öffentliches Wirken mir eingebracht hat. Ich schreibe meine Befreiung keiner menschlichen Vermittlung zu, sondern vor allem dem Schutz unserer Mutter, unser aller Mutter, die mich niemals verlassen, sondern immer in ihren Armen gehalten, vor Verzweiflung und allen unheilvollen Konsequenzen bewahrt hat; ich schreibe sie auch den Gebeten zu, die zu Tausenden seit meiner Festnahme zu Ihr aufgestiegen sind. Wenn es die Liebe zu unserem Mutterlande ist, die mich der Todesgefahr ausgeliefert hat, so ist es die Liebe meiner Landsleute gewesen, die mich beschützt hat.«

Yoga-Erfahrungen im Gefängnis von Alipur

Anm. d. Hrsg.: Im vorliegenden Abschnitt werden einige spirituelle Erfahrungen wiedergegeben, die Sri Aurobindo während seiner Zeit der Gefangenschaft machte. Die folgende Erfahrung, die von seinem Schüler Purani in den »Abendgesprächen« aufgezeichnet wurde, findet sich auch in Nirodbarans »Gesprächen mit Sri Aurobindo«⁷.

»Ich gab mich damals einer intensiven Yoga-Disziplin auf der vitalen Ebene hin; ich war sehr konzentriert und fragte mich: Existieren die yogischen Kräfte, wie etwa die Levitation, wirklich? - als ich mich plötzlich in einer Haltung über den Boden erhoben befand, die ich durch keine Muskelanstrengung hätte erreichen können. Nur ein kleiner Teil meines Körpers berührte die Erde, während der Rest gegen die Mauer hin zur Decke hochgehoben war. Ich hätte mich normalerweise nicht so halten können, selbst wenn ich es gewollt hätte, und ich stellte fest, daß mein Körper sich ohne irgendeine Anstrengung über dem Boden hielt... Ich habe während der Gefangenschaft viele genauso ungewöhnliche und - man könnte sagen - anomale Erfahrungen gehabt. Sie stammten zweifellos von dieser vitalen Ebene, auf der ich diesen Yoga damals praktizierte... All diese Erfahrungen haben bald aufgehört und sind nicht wiedergekehrt.«⁸

»Es ist eine Tatsache, daß ich vierzehn Tage lang ständig die Stimme Vivekanandas in meiner einsamen Meditation im Gefängnis zu mir sprechen hörte und seine Gegenwart fühlte... Die Stimme sprach nur über ein spezielles und begrenztes, aber sehr wichtiges Feld spiritueller Erfahrung, und sie verstummte, sobald sie alles gesagt hatte, was zu jenem Thema zu sagen war.«⁹

⁷ *Gespräche mit Sri Aurobindo*, Erster Teil (Karlsruhe 1994), S. 15

⁸ *Evening talks with Sri Aurobindo* (Pondicherry 1982), S. 376 und S. 543-544

⁹ Sri Aurobindo - *Über sich selbst* (Gladenbach 1994), S. 77

»Es war Vivekananda, der im Gefängnis von Alipur zu mir kam und mir die Ebene der Intuition enthüllte. Innerhalb von zwei bis drei Wochen hat er mich in diesen Bereich eingeführt. Später habe ich Zugang zu viel höheren Ebenen gehabt.«¹⁰

»... Ich verstand etwas von der Bildhauerei, war aber blind gegenüber der Malerei. Plötzlich, eines Tages im Gefängnis von Alipore, als ich meditierte, sah ich einige Bilder an den Wänden der Zelle und siehe da! das künstlerische Auge in mir öffnete sich, und ich wußte alles über die Malerei, außer natürlich der mehr materiellen Seite der Technik.«¹¹

¹⁰ *Evening Talks*, S. 543-544

¹¹ *Über sich selbst*, S. 226

Die Vasudeva-Erfahrung

Auszüge aus der Rede in Uttara Para

...Als ich gefangengenommen und zum Lal Bazar Hajat befördert wurde, da war ich für eine Weile in meinem Glauben erschüttert, weil ich Seine Absicht nicht erkennen konnte. Deshalb schwankte ich für einen Augenblick und flehte Ihn in meinem Herzen an:

»Was soll das bedeuten, was da mit mir geschieht? Ich habe geglaubt, eine Aufgabe für mein Land, für mein Volk zu haben, und bis diese Aufgabe erfüllt wäre, stünde ich unter Deinem Schutz. Warum bin ich dann hier und stehe unter solch einer Anklage?«

Ein Tag verging, ein zweiter und ein dritter, bis eine innere Stimme zu mir sprach: »Warte und sieh!«

Da wurde ich ruhig und wartete ab; ich wurde vom Lal Bazar nach Alipur gebracht und für einen Monat in eine Einzelzelle gesperrt, abgesondert von den Menschen. Dort habe ich Tag und Nacht auf Gottes Stimme in mir gewartet, um zu hören, was ER mir zu sagen hatte, und zu lernen, was ich zu tun hätte. In dieser Abgeschiedenheit hatte ich die erste Lektion, die erste Realisation. Damals erinnerte ich mich, daß ich einen Monat oder noch früher vor meiner Inhaftierung einen inneren Ruf empfangen hatte, alle Aktivitäten ruhen zu lassen, mich zurückzuziehen und nach innen zu gehen, um in innigere Kommunion mit IHM zu treten. Doch ich war schwach und konnte die Aufforderung nicht akzeptieren. Meine Arbeit war mir sehr teuer, und im Stolze meines Herzens bildete ich mir ein, daß sie ohne mich leiden oder sogar scheitern und beendet sein würde; deshalb konnte ich nicht von ihr lassen. Und dann schien mir, daß ER wieder zu mir sprach und daß ER sagte:

»Die Bande, die zu zerreißen du zu schwach warst, habe ich für dich zerrissen, weil es nicht mein Wille ist, noch je meiner Absicht entsprach, daß es so weitergehe. Ich hatte etwas anderes für dich zu tun, deshalb habe ich dich hierher gebracht, um dich zu lehren, was

du selbst nicht lernen konntest, und dich auf meine Arbeit vorzubereiten.«

Dann legte Er die »Gita« in meine Hände. Seine Kraft drang in mich ein, und ich konnte ihre Lehre praktizieren. Ich konnte nicht nur intellektuell verstehen, sondern realisieren, was Sri Krishna von Arjuna verlangte, und was ER von jenen fordert, die Sein Werk tun wollen...

Als nächstes ließ ER mich die zentrale Wahrheit der Hindu-Religion realisieren. ER wandte mir die Herzen der Gefängniswärter zu, und sie sagten zu dem Engländer, der für das Gefängnis verantwortlich war: »Er leidet in dieser Enge; lassen Sie ihn wenigstens morgens und abends eine halbe Stunde draußen herumgehen.«

So geschah es, und während ich spazierenging, trat Seine Kraft wieder in mich ein. Ich schaute auf das Gefängnis, das mich von den Menschen trennte, und ich war nicht mehr in seinen hohen Mauern gefangen; nein, es war Vasudeva* , der mich umgab. Ich erging mich unter den Zweigen des Baumes meiner Zelle gegenüber; aber es war nicht der Baum: ich erkannte Vasudeva, es war Sri Krishna, den ich dort stehen und mir seinen Schatten spenden sah. Ich schaute auf die Gitterstäbe meiner Zelle, das Gitterwerk, das eine Tür darstellen sollte: und wieder sah ich Vasudeva. Es war Narayana* , der mich beschützte und bewachte. Oder ich lag auf den rauhen Decken, die man mir als Lagerstätte gegeben hatte: und ich fühlte die Arme Sri Krishnas um mich, die Arme meines Freundes, meines Geliebten.

Dies war die erste Nutzenanwendung der tieferen Vision, die ER mir gab. Ich schaute auf die Inhaftierten im Gefängnis, die Diebe, Mörder und Betrüger, doch als ich sie ansah, erblickte ich Vasudeva: es war Narayana, den ich in diesen verfinsterten Seelen und mißhandelten Körpern fand. Unter diesen Dieben und Banditen waren viele, die mich durch ihre Sympathie und Freundlichkeit beschämten, und durch ihre Menschlichkeit, die über solch widrige Umstände triumphierte.

Einen besonders sah ich unter ihnen, der mir ein Heiliger zu sein schien, ein Bauer aus meinem Volke, der weder lesen noch schreiben konnte, angeblich ein Bandit, der zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt

war, jemand, auf den wir in unserem pharisäischen Klassenstolz herabblicken als auf einen Paria. Und wieder sprach ER zu mir und sagte: »Schau dir die Menschen an, zu denen ich dich geschickt habe, um ein wenig von meiner Arbeit zu tun. Das ist das Wesen des Volkes, das ich erhebe, und der Grund, warum ich es erhebe.«

Als der Prozeß vor dem Unteren Gerichtshof eröffnet wurde und wir dem Richter vorgeführt wurden, war ich von der gleichen Einsicht begleitet. ER sagte zu mir: »Als du ins Gefängnis geworfen wurdest, stockte dir da nicht das Herz und riefst du mich nicht an: »Wo ist Dein Schutz?« Sieh dir jetzt den Richter an, schau dir jetzt den Vertreter der Anklage an.«

Ich schaute hin, und es war nicht der Richter, den ich wahrnahm: es war Vasudeva, es war Narayana, der dort auf der Bank saß. Ich schaute auf den Staatsanwalt, und es war nicht der Anwalt, den ich wahrnahm: es war Sri Krishna, der dort saß, es war mein Freund und Geliebter, der dort saß und lächelte.

»Fürchtest du dich noch?« fragte ER. »Ich bin in allen Menschen. Ich beherrsche ihre Taten wie ihre Worte. Mein Schutz ist immer noch bei dir, und du sollst dich nicht fürchten. Überlasse diesen Prozeß, der gegen dich angestrengt wird, meinen Händen. Er gilt nicht dir. Ich habe dich nicht für die Gerichtsverhandlung hierher gebracht, sondern wegen etwas anderem. Der Prozeß selbst dient nur meinen Absichten, mehr nicht.«

Als der Prozeß später vor dem Obersten Gerichtshof eröffnet wurde, fing ich an, meinem Anwalt allerlei Instruktionen zu schreiben, in welcher Hinsicht z. B. etwas in einer Zeugenaussage gegen mich nicht stimmte, und über welche Punkte die Zeugen ins Kreuzverhör genommen werden sollten. Da passierte etwas, was ich nicht erwartet hatte. Die Vorkehrungen, die zu meiner Verteidigung getroffen worden waren, wurden plötzlich geändert, und ein anderer Anwalt stand da, mich zu verteidigen. Er kam unerwartet, war einer meiner Freunde, aber ich hatte nicht gewußt, daß er kam. Ihr alle habt den Namen des Mannes erfahren, der alles andere stehen und liegen ließ, seine Praxis aufgab, monatelang Tag für Tag und die

halbe Nacht da saß und seine Gesundheit aufs Spiel setzte, um mich zu retten, Srijut Chittaranjan Das.

Als ich ihn sah, war ich beruhigt, hielt es aber immer noch für notwendig, Instruktionen zu erteilen. Dann wurde all das von mir weggeschoben, denn ich hörte die innere Botschaft: »Dies ist der Mann, der dich von allen Fußangeln befreien wird. Leg deine Notizen beiseite. Nicht du, sondern ich werde ihn instruieren.«

Von da an habe ich zu meinem Anwalt kein Wort mehr zu dem Prozeß gesagt, noch einen einzigen Hinweis gegeben, und wann immer ich etwas gefragt wurde, stellte ich fest, daß meine Antworten dem Prozeß nicht dienten. Ich habe es Ihm überlassen, und Er hat es ganz und gar in Seine Hände genommen - das Resultat kennt ihr.

Während des ganzen Prozesses wußte ich, was ER für mich bestimmt hatte, denn ich habe es immer wieder gehört; immer hörte ich die innere Stimme:

»Ich lenke die Geschicke, deshalb fürchte dich nicht. Widme dich deiner eigenen Arbeit, wofür ich dich ins Gefängnis gebracht habe, und wenn du herauskommst, erinnere dich daran: fürchte dich niemals, zögere niemals. Erwinnere dich, daß ich es bin, der handelt, nicht du noch irgendjemand sonst. Deshalb ist nichts unmöglich, nichts schwierig, gleich welche Wolken auch aufziehen mögen, welche Gefahren und Leiden, welche Schwierigkeiten, ja welche Unmöglichkeiten. Ich bin im Volk und seinem Aufbruch, und ich bin Vasudeva, bin Narayana; und was ich will, wird sein, nicht, was andere wollen. Was ich will, kann keine menschliche Macht verhindern.«

Glossar*

Arjuna - Held im Mahabharata; bekannt durch seinen Dialog mit Krishna in der Bhagavadgita.

Ashram - spirituelles Zentrum, Haus eines Weisen oder Meisters.

Bande Mataram - Tageszeitung der indischen Nationalisten, die sich mutig für die Unabhängigkeit Indiens einsetzte. Sri Aurobindo war Mitherausgeber. »Bande Mataram« bedeutet wörtlich: »Ich verneige mich vor der Mutter (Indien)«.

Beweisstücke - 200 Zeugen und etwa 4400 Beweisstücke in Form von Dokumenten, Waffen etc. waren für den Prozeß aufgeboden worden.

Bipin Pal - einer der Führer der Nationalpartei und ein gefeierter Redner.

»*Bonbon-Brief*« - Brief vom 27. Dezember 1907, den Barin an seinen Bruder Aurobindo adressiert hatte, als sich beide beim Nationalkongreß in Surat befanden. Er lautete: »Die Zeit ist gekommen. Versuche bitte alles, daß sie zu unserer Konferenz [dem Nationalkongreß] erscheinen. Wir brauchen für alle Fälle Bonbons - gebrauchsfertig - in ganz Indien. Ich warte hier auf deine Antwort. Herzlich, Dein Bruder Barin K. Ghose.«

CID - Criminal Investigation Department, Ermittlungsbehörde für Verbrechensbekämpfung

Dakshineswar - Wallfahrtsort mit einem Tempel der Göttin Kali, an dem Sri Ramakrishna als Priester gedient hatte.

*Text und Erläuterungen von Michèle Lupsa

Mona - Im Mahabharata-Epos der Ausbilder der Pandavas und der Kauravas. Bei der Entscheidungsschlacht auf dem Felde von Kurukshetra, in der sich die beiden Klans gegenüberstanden, stellte Drona sich auf die Seite der Kauravas (die Seite des Unrechts, *adharma*), um deren König Duryodhana zu dienen, der ihm Gastfreundschaft gewährt hatte und dem er seinen Unterhalt verdankte.

Trotz seiner Größe verhielt sich Drona nicht, wie es eines Brahmanen und Gurus würdig gewesen wäre. So befahl er eines Tages, lange bevor der Streit zwischen den beiden Klans ausgebrochen war, einem seiner ergebenen Schüler aus niederer Kaste, der im Bogenschießen selbst Arjuna überlegen war, sich den Daumen abzuschneiden, um die Führung Arjunas in dieser Kunst aufrechtzuerhalten.

Indem Aurobindo die Frage aufwarf: »Nun, und was hat Drona getan?«, gab er zu verstehen, daß man nicht immer den Wegen folgen könne, die die Meister aufgezeigt hatten. Behinderte denn nicht auch Surendra Banerji wie Drona, der seinem jungen Schüler dessen Finger nahm und sich mit dem Unrecht verbündete, die Aktivitäten seiner jungen Revolutionäre, und war nicht seine Politik eine Art von Kompromiß?

Govinda Ranade - Sozialreformer und großer Gelehrter aus Maharashtra. Mitbegründer des indischen Nationalkongresses und ein Pionier der indischen Renaissance.

Hall - englischer Historiker

Hemchandra Das - hatte während einer mehrmonatigen Reise nach Frankreich Kontakt mit russischen Anarchisten gehabt, von denen er in den Gebrauch von Sprengstoff eingeweiht worden war. Im Maniktola-Garten war er mit Ullashkar für die Herstellung von Bomben verantwortlich gewesen.

Hiranyagarbha - das »goldene Embryo« (Skr.)

Holinshead - englischer Historiker

Kailash - heiliger Berg, Göttersitz Shivas

Konnagar - Stammsitz der Familie Ghose

Lal Bazar - Stadtteil von Kalkutta, wo sich das Polizeipräsidium befand.

mukti - spirituelle Befreiung

Mullah - Koran-Gelehrter

Narayana - ein Name des Gottes Vishnu

Navashakti - bengalische Wochenzeitung der Nationalpartei

Ochterlony - britischer General im Dienste der Ostindienkompagnie.
Man errichtete ihm mitten in Kalkutta ein Ehrenmal, heute Shaheed Minar genannt.

Plutarch - griechischer Historiker

Rajas - Grundeigenschaft des Menschen, gekennzeichnet durch Aktivität, Leidenschaft, Dynamik.

Ramasadaya Mukherji - einer der Chefs der Geheimpolizei

Sadhana - spirituelle Praxis

Shrijut Abinash Bhattachary - Journalist der Nationalpartei

Shrijut Bhupendranath Basu - bekannter Anwalt und einer der Führer der Nationalpartei

Shrijut Sailen Bose - Journalist der Nationalpartei

Shrijut Purnachandra Lahiri - einer der Chefs der Geheimpolizei

Shyam Bazar - Viertel von Kalkutta

Sipoy - Soldat der britisch-indischen Armee

Sir Andrew Frazer - zur Zeit des Prozesses Gouverneur von Bengalen

Surat - Ort, wo ein wichtiger Kongreß stattfand, in dessen Verlauf die Trennung der »Nationalisten« von den »Gemäßigten« erfolgte.

Swadeshi - nationale Bewegung des passiven Widerstands und der Nicht-Kooperation

Tilak - Führer der nationalen Bewegung in Maharashtra und großer Gelehrter (1857-1920), hatte mit Aurobindo Ghose, Lala Lajpat Rai und Bipin Chandra Pal die Partei der Extremisten im Nationalkongreß organisiert. Aktiver Kämpfer für die Unabhängigkeit, war mehrmals im Gefängnis gewesen, bevor er endgültig nach Burma verbannt wurde.

Maharaj Pandit hatte seinen Freund Tilak gebeten, sein Testamentsvollstrecker und Vermögensverwalter zu sein. Unter dem Einfluß eines der Sekretäre der Dominion-Verwaltung und anderer Feinde Tilaks hatte Tai-Maharaj, die Gemahlin des Maharaj Pandit, Tilak des Machtmißbrauchs und der Unterschlagung angeklagt. Die englische Justiz, bereits gegen Tilak eingenommen, der schon einmal als Aufrührer festgenommen war, verurteilte ihn diesmal zu einem halben Jahr Gefängnis. Erst 14 Jahre später wurde er nach einem langen Prozeß rehabilitiert.

edition sawitri - W. Huchzermeyer

Lessingstr. 64, D-76135 Karlsruhe. Tel. 0721-85 62 01 Fax: 84 39 62

Sri Aurobindo - Die Dichtung der Zukunft. 318 S., DM 36.-

Sri Aurobindo erläutert sein Konzept einer intuitiven mantrischen Dichtung und analysiert unter diesem Aspekt das Werk der wichtigsten englischen und irischen Autoren. Gleichzeitig finden sich auch zahlreiche Hinweise auf andere eminente Dichter wie Goethe, Tagore, Whitman, Dante oder Homer.

Nirodbaran - Gespräche mit Sri Aurobindo, 1. Teil. 277 S., DM 38.-

2. u. 3. Teil je 138 S. DIN A 4, je DM 32.-

Die vorliegenden *Gespräche mit Sri Aurobindo* wurden in der Zeit kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs geführt. In Gegenwart einiger Ärzte und Helfer erläutert Sri Aurobindo zahlreiche spirituelle, politische und historische Themen. Dabei werden auch aktuelle Entwicklungen in Europa und Indien analysiert.

Wilfried Huchzermeyer (Hrsg.) — Erlebnis: Sanskrit-Sprache

(Mantra - Yoga - Linguistik). 130 S., mit 10 Abb., DM 19,80

Aus dem Inhalt: Sanskrit und die europäischen Sprachen — Sanskrit als Yoga: Interview mit Vyaas Houston über Chanten, Heilen, alternativ Unterrichten-Lernen und andere Themen — Mantra Yoga — Sanskrit als Computer-Sprache — Rezensionen, Nachrichten und Informationen — Devanagari-Schrift zum Nachzeichnen.

Wilfried Huchzermeyer (Hrsg.) — Das Geheimnis der Mantra-Kraft

140 S., DM 19,80

Mit Texten und Beiträgen von 14 teils weltbekannten Autorinnen wie J.E. Berendt, M. Eliade, J.D. Walters, J. Biofeld und Swami Sivananda Radha. Aus dem Inhalt: Nada Brahma — Mantra-Praxis — Das Mantra als Urlaut — Sanskrit-Chanten - Die Wirksamkeit des Mantras — Mantra und Heilung — Sri Caitanya — Das Mantra OM, u.v.a. Themen.

Wilfried Huchzermeyer (Hrsg.) — Nada Yantra Mantra

221 S., mit 17 Abb., DM 22,80

Der dritte Titel in der Mantra Reihe, mit Beiträgen von 19 Autorinnen über mystische Klänge und Diagramme, Nada Yoga, Klangmassage, Didgeridoo-Medizinmann, spirituelle Musik, indische und europäische Musik im Vergleich, indischen Gesang und indisch Musizieren, Obertöne und Klangwirkungen, christliche Mantra-Meditation, CD-Auswahl u.a. Themen. Mit vielen Literaturhinweisen, Zitaten und Informationen.

edition sawitri - w. Huchzermeyer

Lessingstr. 64, D-76135 Karlsruhe. Tel. 0721-85 62 01 Fax: 84 39 62

Leseproben *Erlebnis: Sanskrit-Sprache*:

»Das Sanskrit-Alphabet ist eine klar gegliederte Zusammenstellung der reinsten, klarsten und konzentriertesten Laute, die das menschliche Stimmorgan erzeugen kann. Man erlernt jeden Buchstaben des Sanskrit-Alphabets als Resonanz-Kraft. Dies erfordert, daß man exakt lernt, wo jeder Laut innerhalb der Mundstruktur lokalisiert ist, und daß man sich auf die exakte Quantität von Energie und Atem konzentriert, die für die Aussprache notwendig sind. Es ist ganz so, wie wenn man lernt, ein Musikinstrument wie z.B. die Gitarre zu spielen, wobei man eine Sensitivität für jede der Saiten entwickelt und lernt, einen solchen Kontakt mit ihnen herzustellen, daß daraus Musik wird.« (Vyaas Houston)

»Im Bereich der europäischen Sprachen ist das Lateinische besonders wichtig als Bindeglied, um eine Beziehung zwischen den modernen europäischen Sprachen und dem Urindogermanischen herzustellen. Latein ist bekannt als die Mutter der romanischen Sprachen - Französisch, Spanisch, Italienisch etc. - und hat auch etwa 50% zum englischen Wortschatz beigetragen. Auch im Deutschen finden sich zahllose Wörter lateinischen Ursprungs.

Beginnen wir einmal mit einer Analyse des Wortes *Video-Recorder*. *Video* bedeutet im Lateinischen »ich sehe«. Hier besteht eine Verwandtschaft mit der Skrt.-Wurzel *vid* (wissen, erkennen), woraus auch *veda* entstand. Dieselbe Wurzel liegt ebenfalls dt. *Wissen* und engl. *wisdom* zugrunde, über altgotisch und altengl. *witan*. Auch das Wort *Idee* wurde über griechische und lateinische Zwischenstufen von dieser Wurzel abgeleitet.« (W. Huchzermeyer)

edition sawitri - W. Huchzermeyer

Lessingstr. 64, D-76135 Karlsruhe. Tel. 0721-85 62 01 Fax: 84 39 62

Leseprobe *Nada Yantra Mantra:*

Yantras, so könnte man sagen, sind die visuelle Entsprechung der Mantras. Während der göttliche *Klang* sich in den letzteren verkörpert, findet das *Licht* in den Formen von Yantra oder Mandala Ausdruck. Yogis sahen die Urformen in ihrer Meditation und teilten sie ihren Schülern als dynamische Mittel für ihre spirituelle Entwicklung mit. Alle verwendeten Formen verkörpern Energien der inneren und äußeren Welten.

Mantra und Yantra sind im Prinzip stets als Einheit zu betrachten, denn jedes Mantra hat ein Klangmuster mit einer visuellen Entsprechung. In der Praxis finden wir allerdings, daß es sehr viel mehr Mantras als Yantras gibt, oftmals ist eine größere Anzahl von ihnen in ein Diagramm eingeschrieben.

Sri Aurobindos spirituelle Partnerin, die *Mutter*, hatte einmal eine signifikante Erfahrung, als sie sich auf ein Yantra konzentrierte. Ein Schüler von ihr beschäftigte sich intensiv mit Tantra und wurde von einem Adepten angewiesen, ein bestimmtes Diagramm 72mal täglich für die Dauer von dreimal 72 Tagen aufzuzeichnen. Es handelte sich um ein Quadrat, das beidseitig in drei weitere Quadrate unterteilt war und einige Zahlen sowie das Sanskrit-Zeichen *hrim* enthielt. Um die Bedeutung des Diagramms zu erschließen, zeichnete die *Mutter* es selbst sehr sorgfältig, meditierte eine Weile darüber und rief dann plötzlich aus: »Sieh an, es ist Musik darin enthalten!« Dann begann sie eine Melodie zu summen. »Jedenfalls ist das Diagramm voller Bedeutung«, sagte sie, »es vibriert von Bedeutung!« (W. H.)

»Freitag, der 1. Mai 1908... Ich ahnte nicht, daß an diesem Tage ein Abschnitt meines Lebens zu Ende ging, daß ein Jahr Gefangenschaft vor mir lag, in dem all meine gesellschaftlichen Bindungen aufgelöst würden, ein ganzes Jahr, in dem ich, aus der Gesellschaft verbannt, wie ein Tier in einem Käfig zu leben haben würde. Und wenn ich am Ende wieder in die Welt der Aktivität zurückkehrte, so würde das nicht mehr der frühere Aurobindo Ghose sein... Ich habe von einem Jahr Gefangenschaft gesprochen. Es wäre angemessener, von einem Jahr in einem Ashram oder einer Einsiedelei zu sprechen... So ergab sich aus dem Zorn der britischen Regierung nur das eine, daß ich Gott fand.«



It will be.